19/1984 PREIS 0,80 M

ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Eine Hose für das All

Beinkleider für Langzeitflüge

Reisen in den Winter

Vorschau auf das UdSSR-Angebot

Wiege der Riesen

Bilanz der Schiffbauer an Warnow und Stralsund

★ Inhalt

Wirtschaft
Markenzeichen des VEB Kombinat Schiffbau auf allen Meeren der Welt **Seite 4**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Porträt
Erich Bredl – Steiger bei der Wismut **Seite 16**

Kultur
Nach dreijähriger Rekonstruktion wird die Budapester Oper wiedereröffnet **Seite 18**

Sport
Der Moskauer Auftritt von Ina Kleber: Zwei Weltrekorde auf einen Streich **Seite 22**

Bericht
„Aurora" – Verjüngungskur für einen Veteranen **Seite 24**

FW-Serie
Tagebuchaufzeichnungen des Herzchirurgen Nikolai Amossow **Seite 26**

Geschichte
Im Rückspiegel: Erinnerungen an das Jahr der DDR-Gründung **Seite 28**

Volkskunst
Bauern tanzen im Bukarester Dorfmuseum **Seite 30**

Das Gesicht
Ekkehard Schall **Seite 32**

Literatur
Aus dem Roman von Ákos Kertész: „Haus mit Mansarde" **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
„Der Zauberstift" **Seite 40**

FW-Suchaktion
Erntezeit **Seite 42**

Leserforum **Seite 44**

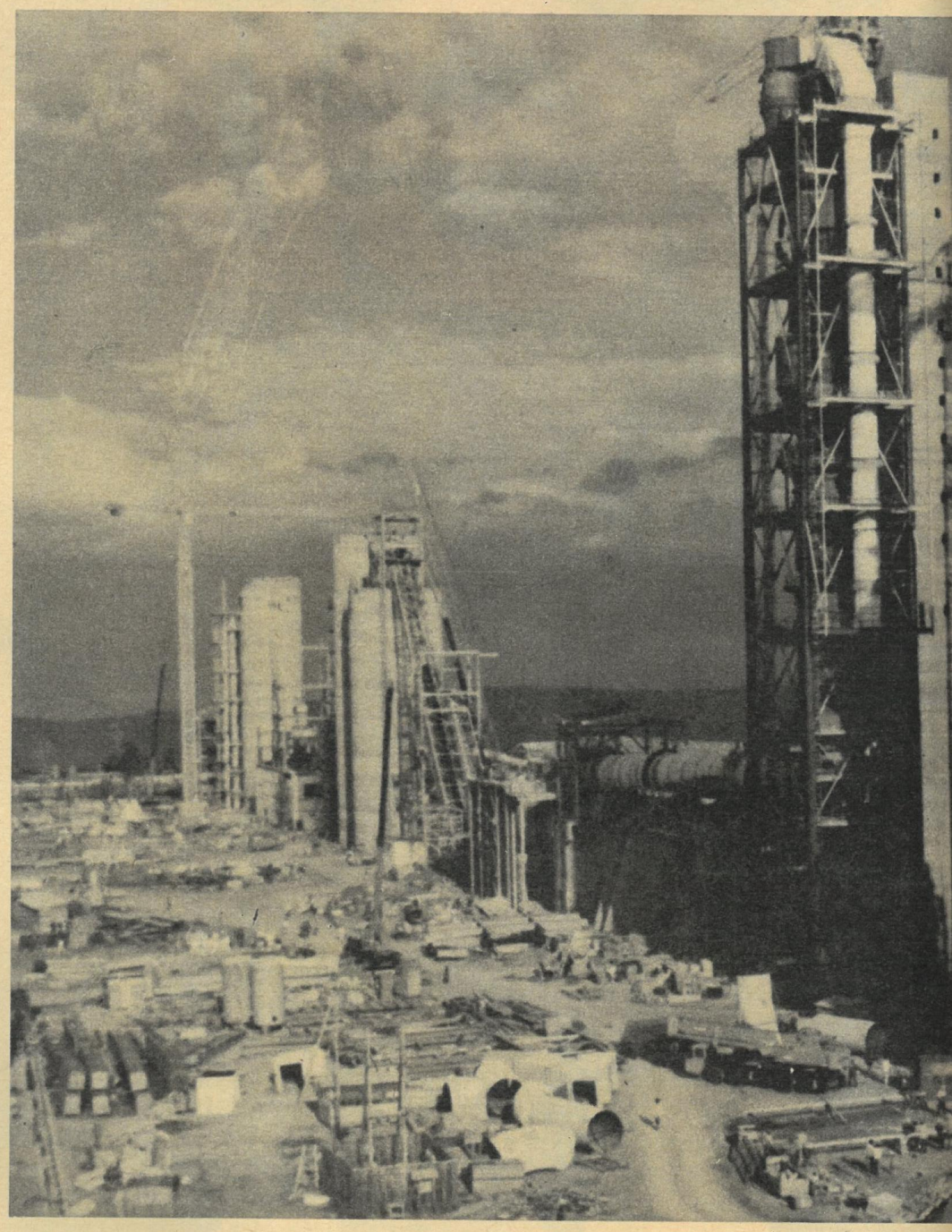
Raumfahrt
Die Gesundheitshose der Kosmonauten **Seite 46**

Tourismus
Vorschau auf Winterreisen in die Sowjetunion **Seite 52**

Titelbild:
Lothar Willmann fotografierte diese Schiffsschraubenmontage auf der Warnowwerft

Redaktionsschluß für dieses Heft **10. 9. 84**

★ Im Blickpunkt

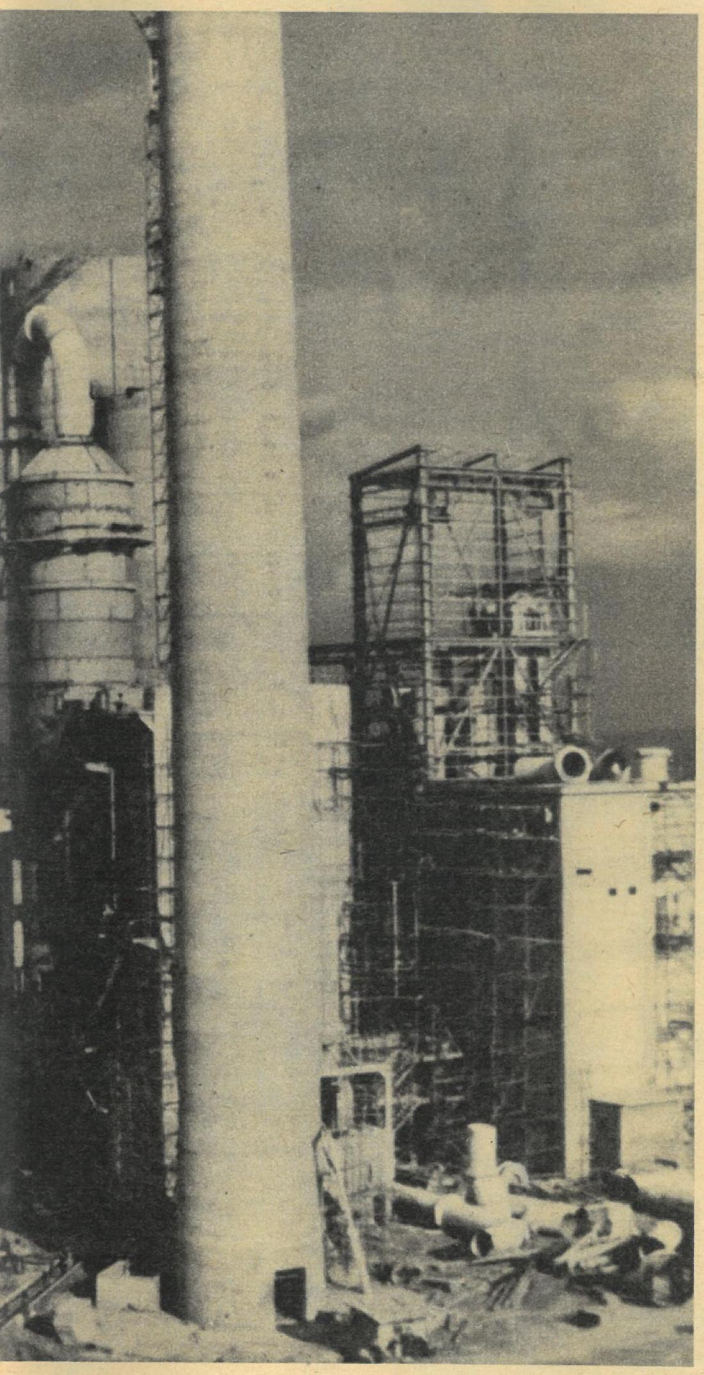


Baustoff für ein neues

New Mugher – Zentrum der Zementproduktion Äthiopiens, 120 Kilometer nordwestlich der Hauptstadt Addis Abeba, 2560 Meter hoch gelegen, 1980 bis 1984 mit Hilfe von Spezialisten aus der DDR und Kuba errichtet. – So etwa könnte es in wenigen Jahren in einem Lexikon heißen. Die derzeitigen Nachschlagewerke jedoch erwähnen nicht einmal eine Baustoffindustrie in Äthiopien. Was waren auch die sechs Kilogramm Zement pro Kopf aus dem Revolutionsjahr 1974. Damals erhob sich das Volk aus seinen dunklen Lehmhütten und stürmte die Paläste der ältesten Kaiserdynastie der Welt. Nun werden Wohnungen gebaut, und nicht mehr aus Lehm sollen sie sein. Mit der Inbetriebnahme des neuen Zementwerkes am Vorabend des 10. Jahrestages der Revolution wird sich die Produktion des gefragten Baustoffs um das Dreifache erhöhen. Vorerst – denn die 1500 Tonnen, die dem Land nun täglich geliefert werden, machen Äthiopien zwar unabhängig von Zementimporten, sollen aber noch nicht das Endziel sein. Die über viertausend Bauleute – vor kurzem meist noch Bauern und Nomaden, nun schon erfahrene Fachleute – erweitern die Anlage noch beträchtlich. Vorerst indes gibt das Jubiläum auch für sie Anlaß, Rückschau zu halten. Immerhin mußten für den Bau etwa 20 000 Tonnen Ausrüstungen und Hochbaukonstruktionen über 1100 Kilometer vom Hafen Assab durch schroffe Täler, über 4000 Meter hohe Pässe und vielfach unwegsames Gelände zum Bauplatz geschafft werden. Hochachtung den äthiopischen Schwerlastfahrern! Nun steht das Werk, wohnen schon die meisten der 600 Werktätigen – 150 von ihnen erhielten ihre Ausbildung in der DDR – des neuen Betriebes in modernen, mit allem Komfort ausgestatteten Häusern. Sie können sich kaum vorstellen, daß es hier vor vier Jahren in einem Umkreis von 100 Kilometern keinen bewohnten Ort, weder eine Wasserleitung noch einen elektrischen Anschluß gab. Zehn Jahre Volksmacht in Äthiopien – New Mugher ist ein Beispiel, wie sich das Land und seine Bewohner verändern.

Hans Beil

Fotos: Montagekollektiv G. Hendrich (2), ADN/ZB



Leben

Sind Kommunisten „Rechthaber“ – oder haben sie recht?

von Karl-Eduard v. Schnitzler

Als unsere Republik fünf Tage alt war, prophezeiten die westdeutschen „Ruhrnachrichten“: „Die sogenannte DDR, deren wirtschaftliche Existenz nur auf Ruinenfledderei beruht, wird das Jahr 1950 kaum er-, geschweige denn überleben.“ Nun rüsten wir uns für unseren 35. Jahrestag.
In Springers sogenannter „Welt“ hatte am 12. Oktober 1949 ein Bonner Minister namens Kaiser gewußt: „Für das ostzonale Staatsgebilde sehe ich keine Entwicklungsmöglichkeiten.“ Heute sehen in der Bundesrepublik fast drei Millionen Arbeitslose, davon 65 000 Lehrer und Hunderttausende Jugendliche „keine Entwicklungsmöglichkeiten“.

Im sowjetischen Staatstelegramm zur Gründung unserer Republik wurde diese „ein Wendepunkt in der Geschichte Europas“ genannt. Am selben Tag meinte der Westberliner „Tagesspiegel“: „Die Agonie der Zone hat begonnen. Bald wird der Tod einsetzen.“ Am 12. Juli 1984 mußte die großkapitalistische „Frankfurter Rundschau“ eingestehen: „Heute gehört die DDR schon fast zu den ersten Adressen unseres Kontinents. Regierungschefs von NATO-Ländern zeigen sich ungeniert Unter den Linden.“

1923 hatte Amerikas Außenminister Hughes geschworen, man werde durch Anerkennung „nicht unterstützen, was nicht existieren kann“. USA-Außenminister Stimson hatte 1932 auf der Internationalen Abrüstungskonferenz des Völkerbundes in Genf gegeifert: „Anerkennung der Sowjetunion? Nie und nimmer! Jahrhunderte werden vergehen, aber Amerika wird die Sowjetunion nicht anerkennen!“ Es verging ein Jahr, bis Präsident Roosevelt am 16. November 1933 diplomatische Beziehungen mit der Sowjetunion aufnahm.
Heute wird die Sowjetunion von der imperialistischen Propaganda durch Methoden à la Dracula und Frankenstein bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Und ein amerikanischer Führer bricht mit der Regel zu sagen, was er nicht meint, und nicht zu sagen, was er meint; er plaudert „zum Spaß“ die „endgültige Auslöschung Rußlands“ aus: „In fünf Minuten beginnen wir mit der Bombardierung.“ Ein anderer Führer hatte die Sowjetunion schon vor 43 Jahren „einen Koloß auf tönernen Füßen“ genannt, der „vor dem Zusammenbruch“ stehe…

Man kann die Beispiele derer, die stets recht gehabt und recht getan, und derer, die stets unrecht gehabt und unrecht getan haben, noch weiter zurückverfolgen in die Geschichte. Die einen begruben den Klassenkampf und wurden zu Mitmachern im ersten Weltkrieg; Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg hatten gegen die Kriegskredite gestimmt. Die einen wollten einen „Siegfrieden“; Karl Liebknecht wurde wegen seines Rufes „Der Feind steht im eigenen Land“ eingekerkert. Die einen hatten erklärt, Hitler mit Hindenburg zu schlagen; die Kommunisten warnten: „Wer Hindenburg wählt, wählt Hitler, wer Hitler wählt, wählt den Krieg!“
Betreibt man also Geschichte als Übung massenhafter Vergeßlichkeit, als Gelegenheit, sich die Vergangenheit vom Halse zu schaffen – oder bringt man Geschichte als Ganzes ins Bewußtsein, begreift, benutzt sie als Erklärung der Gegenwart, als Hilfe bei der Bewältigung der Zukunft? Ernst Thälmann hat diese Fragen einst so beantwortet: „Man muß dem Wesen der Geschichte näher zu kommen versuchen, wenn man das Wesen der Politik verstehen will.“

Wenn Kommunisten die Wahrheit sagen, dann sind sie keine „Rechthaber“ oder „Besserwisser“, sondern sie sind im Besitz der Wissenschaft, Entwicklungsgesetze der Gesellschaft zu kennen und anzuwenden. Sie erkennen historische Notwendigkeiten und handeln nach ihnen oder führen sie herbei. Schließlich verfügen sie über Traditionen und vergessen niemals Erfahrungen, die sie und die Völker erlitten oder gewonnen haben – und handeln danach.
So ist auch unsere Republik entstanden: Aus historischer Notwendigkeit, aufgrund bitterer Erfahrungen, gesetzmäßig. Der Sieg der Sowjetunion schuf die Voraussetzung dafür, in einem Drittel Deutschlands die Macht des Imperialismus zu brechen und im Bündnis mit allen demokratischen Schichten die Arbeiter-und-Bauernmacht zu errichten.
Von Anfang an ging es um die Macht. „Wir werden alles tun und das Letzte unternehmen, ich sage ausdrücklich: Alles und das Letzte, um die sowjetische Besatzungszone zurückzuholen“, hatte Bonns Außenminister Brentano am 8. März 1952 getönt. Die Konterrevolution vom 17. Juni 1953 wurde niedergeschlagen. Bundeskanzler Adenauer gab sich dennoch im November 1954 der Hoffnung hin: „Wir sind auf dem Wege, die Sowjetzone zurückzuholen, wenn die westliche Welt eine entsprechende Stärke erreicht haben wird.“ Am 9. Juli 1961 glaubte die „Bonner Rundschau“, es sei soweit, und empfahl: „Alle Mittel des Krieges, des Nervenkrieges und des Schießkrieges sind anzuwenden, die Unterwühlung zu forcieren, Arbeit im Untergrund, Zersetzung der Ordnung, Sabotage, Störung von Verkehr und Wirtschaft, den Ungehorsam – den Aufruhr!“ Am 13. August 1961 retteten wir mit dem antifaschistischen Schutzwall den Frieden.
Zum erstenmal stieß der deutsche Imperialismus innerhalb Deutschlands auf die Grenzen seiner Macht – und bevor er seinen Krieg entfesseln konnte.
„Rechthaberei“? „Besserwisserei“? Das ist die historische Wahrheit: Wir haben recht getan und recht behalten. Nicht aus „Rechthaberei“, sondern weil wir auf der Höhe der historischen Notwendigkeiten sind. Nicht aus „Besserwisserei“, sondern weil der Imperialismus stets falsch gedacht und falsch gehandelt hat, wir aber richtig.
Wir sind souverän: Sowohl was das Völkerrecht angeht, als auch unsere innere Haltung und Gelassenheit. Wir verhalten uns wahr und würdig und lassen weder unsere Souveränität, noch unsere Würde antasten. Wir lassen uns nicht von unserem vaterländischen wie internationalistischen Auftrag abbringen, nun erst recht alles dafür zu tun, daß nie wieder von deutschem Boden ein Krieg ausgeht.

Schiffe schon fürs

35 JAHRE DDR

Vom behäbigen Angelkahn bis zu schwimmenden Fischerei-Fabriken reichen die Produktions- und Export-Schlager des DDR-Schiffbaus. Über fünftausend Schiffe, mehr als 170 Typen, zumeist gebaut in großen Serien, begründeten in dreieinhalb Jahrzehnten weltweit den guten Ruf unserer Schiffbauer. Und die Schiffe, die sie heute zu Wasser bringen, werden an der Schwelle zum 21. Jahrhundert noch keine Veteranen sein. Es sind allesamt ...

Jahr 2000

Ein Beitrag von Helmuth Pelzer (Text) und Lothar Willmann (Bild)

DDR SCHIFFBAU
VEB KOMBINAT SCHIFFBAU

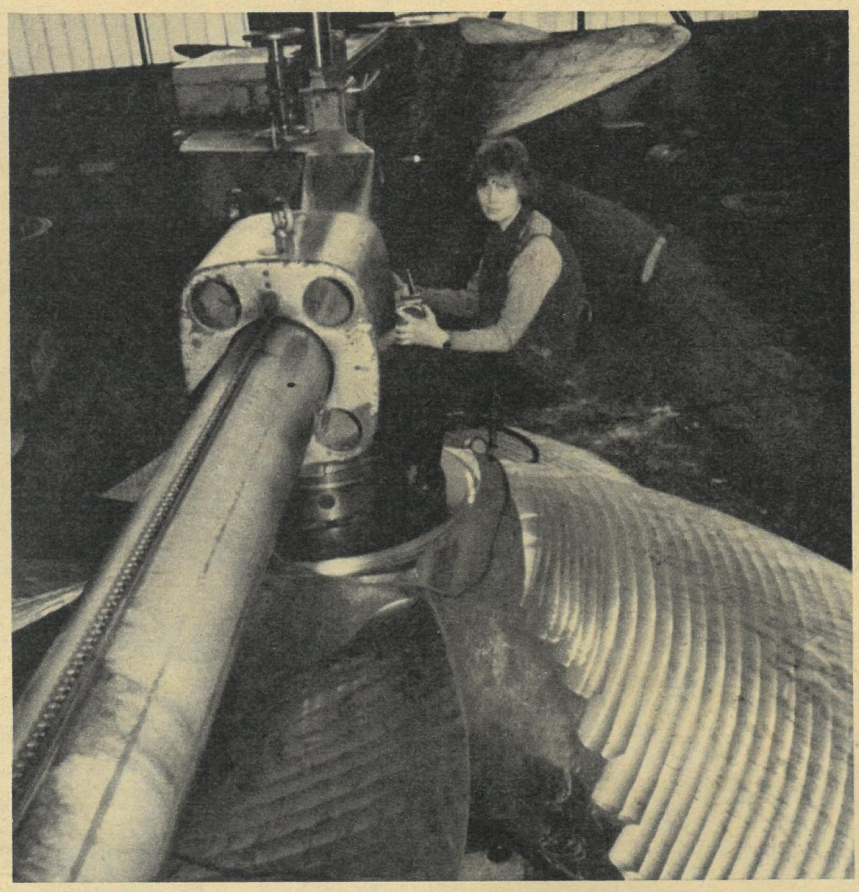
Das Markenzeichen eines Betriebes – Symbol für Tradition, Spitzenleistungen und Qualitätsarbeit, für den Fleiß und die Schöpferkraft Tausender Werktätiger. Anerkannte Markenzeichen aus sozialistischen Ländern – in einer Beitragsfolge vorgestellt von FREIE WELT. Heute: Das volkseigene Kombinat Schiffbau – 56000 Beschäftigte, siebzehn Kombinatsbetriebe, jährlich 5,6 Milliarden Mark industrielle Produktion.

Schiffe schon fürs Jahr 2000

Der Schrägaufzug, ein Lift für Lasten und Leute, klettert an der mächtigen Mittelstütze der Kabelkrananlage hinauf, trägt uns in luftige Höhe. Von hier oben, sechzig Meter über Warnow, Werftkais und Helling, reichen die Blicke weit: hinüber zum neuen Überseehafen, hinweg über Rostocks in die Landschaft gewachsene Neubaustädte, über Alten Strom und Strand hinaus bis zu den ankernden Schiffen auf Reede. Tief unter uns – in ihrer Hellings-„Wiege“: drei künftige Hochseeriesen. Rechts außen, schon über den Bugwulst hochgewachsen: ein „Monsun“-Mehrzweckfrachter, fähig, 17000 Tonnen über See zu tragen. Mittendrin, von achtern nach vorn Gestalt gewinnend: Nummer drei der Warnemünder LO/RO-Frachtergeneration, als Seetransporter ein „Alleskönner“, der seine 18 000 Tonnen Ladung sowohl rollend wie hievend an Bord nehmen kann. Links außen: ein Vollcontainerschiff „Mercur II“, imstande, 16000 Tonnen respektive 940 Container über die blauen Straßen der Meere zu befördern. Es zeigt sich bereits in voller Stapellaufgröße; tief unterm Heck passen ihm die Maschinenbauer schon die mächtige Schraube ein…
Alle drei – Schiffe aus gleicher Hand, so wie drüben am Werftkai auch LO/RO Nummer zwei namens „Rostow“: dreihundertstes Neubauschiff der Warnowwerft. Noch vorm Republikgeburtstag wird es die rote Flagge hissen, gleich seinen 133 Vorgängern in der UdSSR-Flotte. Jedes Schiff aber war einmal nichts weiter als eine Idee. Lange vor dem allerersten Handgriff für ein Schiff haben ihm Forscher und Projektanten, Konstrukteure und Technologen Gestalt gegeben.

Konstrukteure mit schwerem Gepäck

Schiffe im Werden – von der Idee bis auf See. Hatte die ideeliche Konzeption zunächst nur wenige Seiten Papier beansprucht, so füllte das erarbeitete Vorprojekt schon einige Ordner. Monate sind inzwischen darüber vergangen, Tage angestrengter Arbeit, auch manche schlaflose Nacht. Konsultationen, Darlegungen, Debatten, Meinungsstreit. „In jedes Schiff, das wir für den Partner auf Kiel legen, geht das gemeinsame Wissen ein – Ergebnisse der Forschung und Erfahrungen beim Einsatz. Das gewährleistet, optimale Schiffe zu bauen“, sagt Klaus Hielscher, Leiter der Hauptabteilung Projektierung und Konstruktion der Warnowwerft.
Er ist erst vor kurzem wieder von einer längeren Reise aus Moskau und Leningrad zurückgekehrt, und die Fertigungszeichnungen haben sich zu einem recht stattlichen Lichtpauspapier-Berg angehäuft. Und dies macht jedesmal das schwere Gepäck, wenn die DDR-Schiffbauvertreter gen UdSSR reisen, um in Moskau bei „Morflot“, „Rybflot“ oder „Retschflot“ sowie im Leningrader Zentralen Projektierungs- und Konstruktionsbüro für Schiffahrt, beim UdSSR-Register und weiteren zuständigen Institutionen das endgültige Vertragsprojekt zu verteidigen. „Da wird jede, aber auch wirklich jede der wenigstens anderthalbtausend Zeichnungen bis ins kleinste geprüft, begutachtet, bewertet“, erzählt Klaus Hielscher, Jahrgang '38, der fünfunddreißigjährig seine Aufgabe als Chefkonstrukteur übernommen hat. Mehr als 250 Mitarbeiter gehören zu seinem Bereich – ein Großteil davon Hochschul- oder Fachschulabsolventen, von denen es im DDR-Schiffbau insgesamt nahezu zehntausend gibt. Davon sind wiederum rund 2800 allein mit Forschung und Entwicklung beschäftigt, um auch morgen Schiffe zu bauen, die sich auf dem Weltmarkt und den Weltmeeren sehen lassen können. Der Chefkonstrukteur weiß aus Erfahrung, daß die Projektverteidigung noch niemals „ein einfacher Spaziergang“ gewesen ist. „Der Weltstand ist der Maßstab, an dem wir uns messen müssen – und an dem jedes neue Projekt gemessen wird“, sagt Klaus Hielscher, der in dem reichlichen Jahrzehnt auf seinem Platz nicht weniger als zehn neue Schiffsserien mit aus der Taufe gehoben hat.



Meßprüfung vor dem „letzten Schiff“: Sechs-Meter-Propeller für 16000-Tonnen-Containerfrachter.

Zum Beispiel Schiffspropeller

„Jedes Schiff muß das ideale Schiff für den Kunden sein!“ – das ist Werftmotto auch der Warnemünder, die schon die Schiffe der 90er Jahre ihrer Werft vor Augen haben. Im Rhythmus von Kiellegung, Stapellauf und Jungfernreise mühen sich Tausende Schiffbauerhände, dem neuen Meeresgast seine Konturen, seine Gestalt zu geben. Gleichgültig, wie viele Tage sie dabei solch einem Frachter, Fischtrawler, Kühl-, Fähr-, Lehr- oder Forschungsschiff, Seebagger, Binnenfahrgast- oder -frachtschiff vom ersten Brennschnitt bis zum Ablegen vom Kai widmen: Zwei Drittel von alldem, was das Schiff an Bauleistung in sich aufnimmt, bringen Werke und Werktätige außerhalb der Werft in die Sache ein – rund 300 Werftpartner in der ersten, dazu etwa nochmal 1200 in der zweiten Kooperationskette. Die Schiffbauer der Werft – die Finalproduzenten – stehen oder fallen mit dem, was ihnen andere gut oder schlecht, zuverlässig oder säumig „in die Hand gearbeitet“ haben – von der Ankerkette und dem Anker bis zum Zylinderkopfbolzen oder Zwischenschottgriff. Nehmen wir als Beispiel die Schiffspropeller. Waren/Müritz, nahe dem Bahnhof. Mehrere Hallen neben dem Schienenstrang zwischen Binnenland und Küste – Betriebsteil des Rostocker Dieselmotorenwerkes und 400 Menschen hier im Dienst für Werften und Schiffe, alljährlich über dreihundert Propeller, von den kleinsten für Rettungsboote aus Rechlin bis zu den größten für die Frachter der Wismarer Mathias-Thesen-Werft oder der Warnowwerft von Warnemünde – von letzteren keiner unter fünf Metern im Durchmesser. Die großen Brokken werden stets nachts gegossen, noch ehe die Frühschicht beginnt.
Einer, der in seinen vierunddreißig Arbeitsjahren als Former schon den Guß von mehreren tausend Boots- und Schiffspropellern überwacht hat, ist Gerhard Bittner, stämmig, untersetzt. „Früh, wenn du in die Halle kommst, ist dir jedes Mal mulmig zumute“, bekennt er. „Es geht eigentlich nur um zehn, fünfzehn Minuten. Aber da fließen über vierzig Tonnen Metall in die Form. Hitze und Druck sind enorm. Halten die Spanner, die Schweißnähte?“ Auf Schiffspropeller derartiger Dimension wirken in See unerhörte Kräfte. Das erlaubt auch nicht den kleinsten Schlackeeinschluß oder Luftlunker im Guß, verlangt – später beim Aufsetzen aufs Fräs-„Karussell“ – hundertstel Millimeter Genauigkeit und höchste Präzision beim Fräsen mit der Numerik-Blattfräsmaschine. Alles wird zigfach gemessen, vielfach kontrolliert.
„Da kann man sich einfach keinen Fehler leisten“, meint Udo Schwier, der das mikrochipgesteuerte, tagelang sich drehende und fräsende Maschinen-Wunder bedient, „ganz besonders nicht, wenn man weiß, daß dir mit dem Propeller ein Wert von mehreren hunterttausend Mark anvertraut ist.“ Qualität – vom Kiel bis zum Top, vom Rudersporn bis zur Wulstbugnase, das wird in sehr vielen Werken, an sehr vielen Plätzen entschieden.

Ein Schiffskörper – 20000 Bauteile!

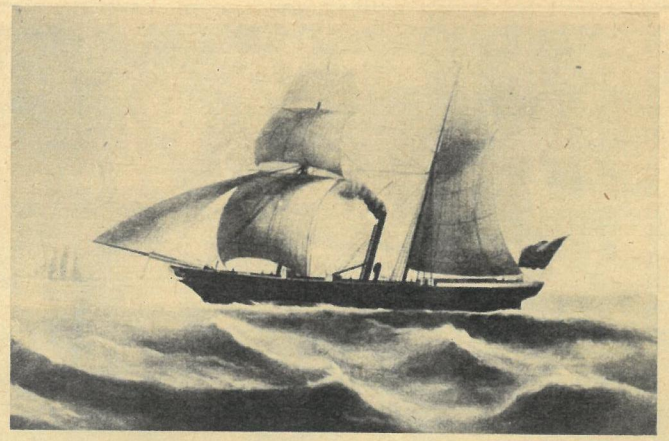
Szenenwechsel – von der Müritz zum Strelasund. Fischereischiffe, leicht erkennbar durch Spiegelheck und Netzaufslippe, an Kais und in Docks, rechterhand am Fahrwasser vorm Rügendamm. Eine Werft, für die – gleich gut wie ehedem für die Warnowwerft – Franz Fühmanns Worte gelten: „Achttausend Betonpfeiler in den Sumpf gerammt und eine Werft darauf gestellt mit Helling und Hallen…, und das alte Mecklenburg umgekrempelt bis in die Herzfalten.“ Der Befehl 103 der damaligen SMAD ist ihre „Geburtsurkunde“: Volkswerft, derzeit im Fischereischiffbau der Welt vor den Werften Japans und Polens unangefochten die Nummer eins. Einen Monat nach Gründung der Republik, am Vorabend des 7. November 1949, lief hier das erste vollgeschweißte Schiff einer DDR-Werft, der Logger „Oktoberrevolution“, vom Stapel. Und dies wurde die größte Fischereischiffsserie, die jemals ein Werftverband zu Wasser brachte. 998 Fang-, Tank-, Transport- und Kühllogger, davon 594 allein aus Stralsund, und alles in allem 962 für die sowjetischen Hochseefischer. „Die Entwicklung unserer Werft, vom Holzkutter bis zum Gefriertrawler-Seiner, die Entwicklung der Menschen sind undenkbar ohne die kameradschaftliche Zusammenarbeit

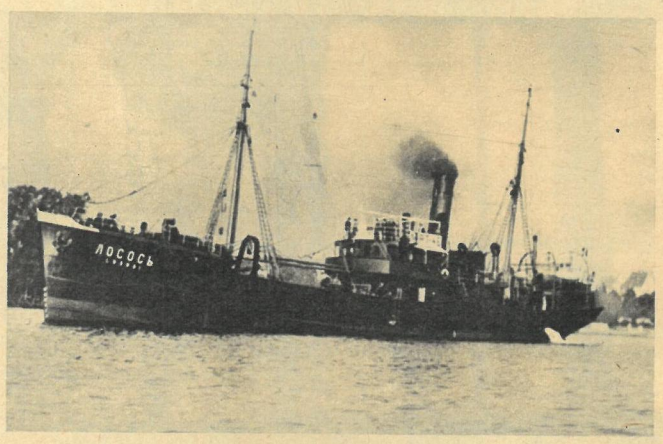
Fortsetzung Seite 8

Trümpfe auf dem Weltmarkt: Erfahrung, Spitzenleistung, Qualität – Schiffbauer wie Dieter Gollsch haben es mit ihrer Arbeit in der Hand ...

Schiffe schon fürs Jahr 2000

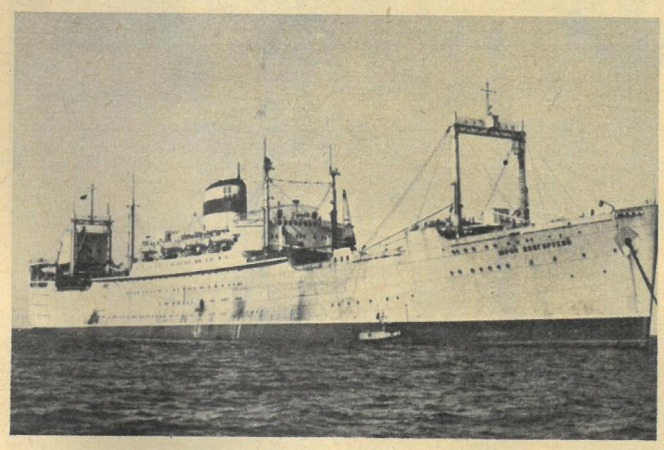
1851: In Rostock wird das erste eiserne Schrauben-Dampfschiff Deutschlands gebaut. Es verkehrt im Fracht- und Passagierdienst auf der Route Petersburg–London.





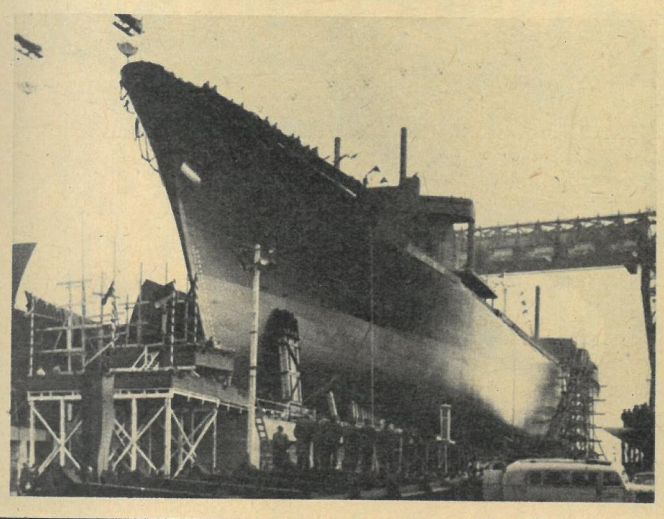
1931: Die Sowjetunion erteilt der „Neptun" AG erstmals den Auftrag, drei Fischdampfer zu bauen. Das rettet – zur Zeit der Weltwirtschaftskrise – 1000 Werftkumpeln den Arbeitsplatz.

1948: Werftbau – auf Pfählen in Sumpfwiesen. Der SMAD-Befehl Nr. 103 markiert den Beginn. Später folgen die neuen Werften in Wismar, Warnemünde und Wolgast…



1952: Erste Frachter-Neubauten – begleitet vom großen Reparatur- und Umbauprogramm für die UdSSR. An der Warnow entsteht u.a. das Walfangmutterschiff „Juri Dolgoruki" (22000 BRT).

1956: Stapellauf des ersten Zehntausendtonners einer DDR-Werft – der „Frieden". Damit beginnt der Großschiffbau, überwiegend in großen Serien…



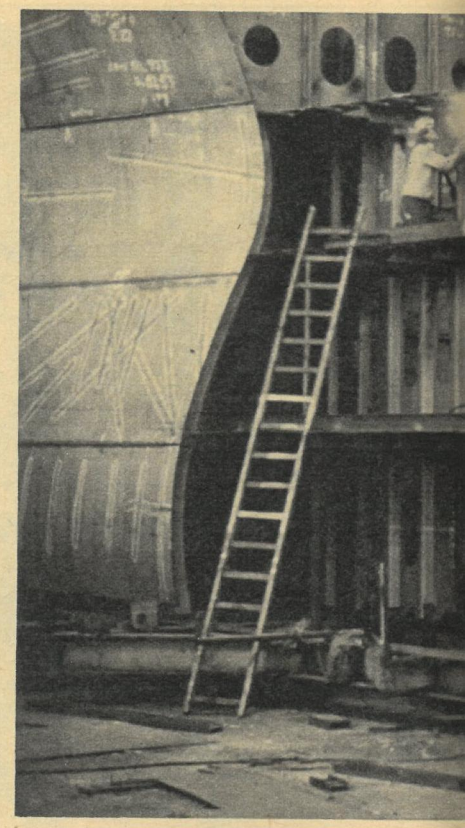
Sektion um Sektion wächst das Schiff – Schweißnaht für Schweißnaht, rund 130 Kilometer bei jedem großen Frachter.

mit den sowjetischen Genossen. Ich glaube, das ist wohl in kaum einem anderen Betrieb von Anfang an so ausgeprägt gewesen wie bei uns", sagt Heinz Peters, seit 23 Jahren Produktionsdirektor der Stralsunder Volkswerft.

Momentan lassen die Schiffbauer vom Strelasund im Sieben-Tage-Takt ihren „Atlantik 333" vom Stapel – einen Gefriertrawler-Seiner (GTS). Das sind Fischfänger und -verarbeiter, erstrangig konzipiert, um in den 200-Seemeilen-Fischereizonen der UdSSR schuppigen Silberschatz des Meeres zu jagen. Von diesem vielseitigen „Atlantik"-Typ haben die UdSSR-Hochseefischer wiederum über hundert Schiffe bestellt, und gewiß werden sie ihn bald ebenso vertraut, ja nachgerade liebevoll benennen wie die vorherigen „Atlantiki" beziehungsweise „Superatlantiki", von denen beispielsweise jeder „Atlantik-Supertrawler" (178 Schiffe für die UdSSR) es ohne weiteres fertigbringt, während eines einzigen Jahres 10 000 Tonnen und mehr Fisch zu fangen und zu verarbeiten. Das Besondere an dem neuen Vorhaben-in-Gemeinsamkeit war, daß erstmals nicht – wie traditionell üblich – die Serie nur mit einem Null-Schiff begann. Gleich vier Null-Schiffe – ein volles Jahr voraus – wurden gebaut und alle vier in verschiedenen Meeresregionen eingesetzt: vier-, nein vielfache Erkenntnisse für die Serie bringend…

In den Schiffskörper eines GTS gehen, rund gerechnet, tausend Tonnen Stahl ein, und dabei ist er im Vergleich zum vorherigen Supertrawler oder den Großfrachtern anderer Werften mit seinen reichlich sechzig Metern noch ein verhältnismäßig „kleines" Schiff. Dennoch, bevor er Gestalt gewinnt, müssen etwa tausend Stahlplatten, jede sieben Meter lang, fast zwei Meter breit, zugeschnitten werden. Und es ist noch keine allzu ferne Vergangenheit, als für jedes einzelne Stahlteil auf dem Schnürboden ein Blechmodell im Maßstab 1:1 angefertigt werden mußte. Und nach dem Anreißen auf den Stahlplatten waren wohl Millionen Hammerschläge nötig, um die Anrißlinien fürs spätere Brennen Punkt für Punkt zu körnen. Man stelle sich das einmal vor: rund 20 000 Bauteile, zum Beispiel beim GTS, und das Anreißen, Körnen, Brennen – alles noch per Hand?!

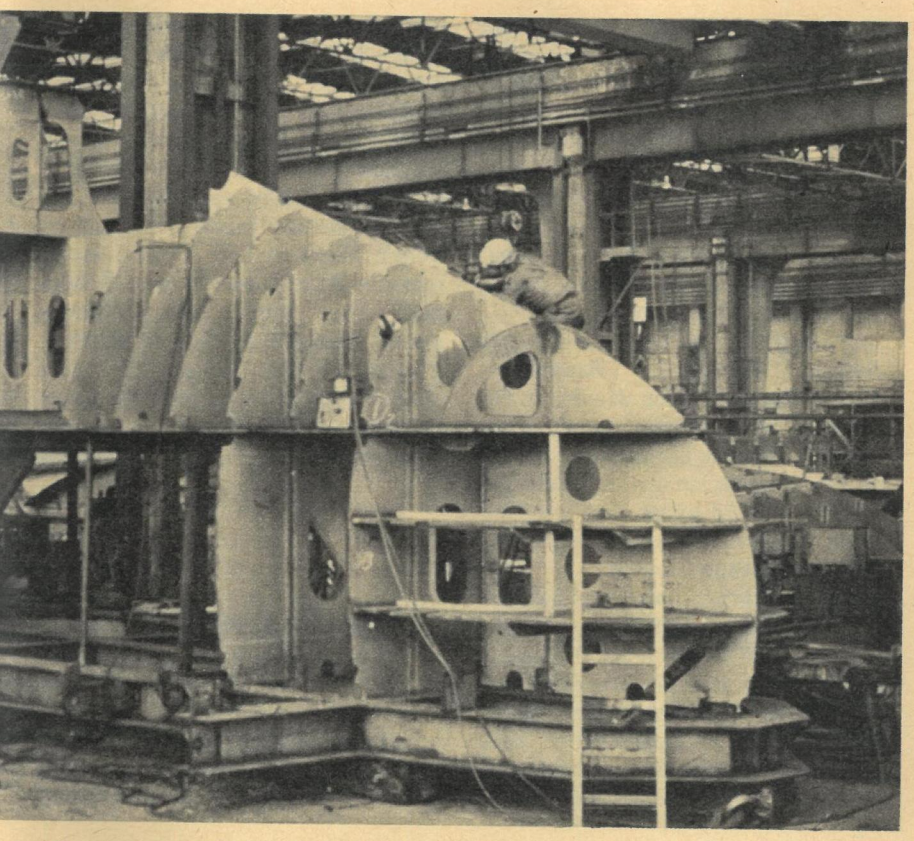
„Dann könnten wir längst nicht so viele Schiffe bauen", sagt Horst Gehrke, Chef des Optik-Numerik-Büros der Brennschnitthalle. Wenn hier nicht die Wunderapparate mit Optikaugen, Mikrochips und Lochstreifen Einzug gehalten hätten, bedeutete dies: weniger Produktion, weniger Export, weniger



Deviseneinnahmen für unser Land. Doch heute, anstelle unhandlicher, materialverzehrender Blechmodelle: das Maß der Riesenplatte verkleinert im Maßstab 1:10, eine nur wenige Gramm wiegende Plastikfolie, und auf ihr die verschiedenen Zuschnitt-Teile so geschickt „verschachtelt", daß die dicken Platten sage und schreibe zu neun Zehntel Schiffsteile werden.

„Selbst der geschickteste Schnürbodenschiffbauer konnte die Stahlplatten kaum mehr als zur guten Hälfte ausnutzen. Der Rest wanderte in den Schrott", erinnert sich Horst Gehrke. Und schon knobeln die Technologen sowie EDV-Programmierer daran, auch vom letzten Zehntel des wertvollen Schiffsstahls noch einiges mehr zu nutzen. Denn so, nur so, werden Beschlüsse, wie sie der X. Parteitag der SED zur Materialökonomie faßte, ins Leben übertragen – auch in den Alltag unserer Werften.

Obendrein ist die Arbeit leichter geworden, viel leichter: Eine Frau, die früher einmal angestrengt mit Körnen beschäftigt war, führt nunmehr den optischen „Befehlsgeber" zu den Ansatzpunkten auf der Modellfolie, steuert somit – aus einem lichthellen Raum, entfernt von Lärm, Hitze und Rauch – vier Brennapparate, die gleichzeitig Teile für vier Schiffe schneiden. Das Optikauge sucht anhand der schwarzen Linie auf der Folie selber seinen Weg. Bei den Numerik-Maschinen geht's noch einfacher: Lochstreifen steuern ihr „Gehirn". Die Arbeiter an den Maschinen setzen die Brenner am „Startpunkt" an, und dann müssen sie hauptsächlich nur noch ein waches Auge haben, daß alles reibungslos flutscht. Die mikroelektronisch gesteuerten Apparate vollziehen Brennschnitt um Brennschnitt: 35000 Meter bei jedem Gefriertrawler-Seiner.



Noch vorm Republikgeburtstag werden die Volkswerft-Schiffbauer das vierundfünfzigste Schiff ihrer neuen Großserie übergeben, und gleichzeitig haben sie sich vorgenommen, kurz danach das Erstschiff der nächsten, großen Serie – Monate zeitiger als ursprünglich gedacht – auf Kiel zu legen. Aus der Brennzuschnitthalle kommen bereits, neben den rotbezifferten Teilen für die Gefriertrawler-Seiner, auch schon grünbezifferte: Stahlhaut und Stahlskelett für das größte Schiff, das am Strelasund je zu Wasser gekommen ist – den Fabriktrawler „Atlantik", der in Rekordtiefen von 2000 Metern fischen, täglich bis zu 120 Tonnen Fisch verarbeiten und daraus pro Tag unter anderem rund 26 000 Konserven an Bord fabrizieren kann. Ja, die Stralsunder wissen wohl, weshalb sie dem „Atlantik"-Namen ihrer Schiffe stets das Zeichen (C) hinzufügen – Markenname geschützt!

Rolf – einer, der nach Norden fuhr!

Tage vor einem neuen Stapellauf auf der Rostocker „Neptun"-Werft. Im Meisterbüro der Helling treffen wir Rolf Richter, hochgewachsen, stattlich. Die erlebten Jahre haben begonnen, erste Falten in sein Gesicht zu zeichnen, auch sein Haar ist lichter und weißer geworden. Er hatte, damals jung und voll Unternehmungsgeist, zu jenen „Zugvögeln" gehört, die im Jahr, als unsere Republik gegründet wurde, scharenweise nach Norden aufbrachen. Schlosser war er, Gärtnerssohn – und einer von der Generation wie Werner Holt.

„Du willst was werden?" hatte man ihn gefragt und ihm geraten: „Dann fahr nach Rostock. Dort werden bald wieder Schiffe gebaut!" Rolf fuhr, begann, blieb … Er war im Mai gekommen, und bis zum Dezember baute die Werft 34 Hebepontons für die sowjetische Technische Flotte, die damit Schiffswracks in der Ostsee barg. Die schlimmsten Spuren wiederholter Bombenwürfe auf die vormalige Nazi-Rüstungswerft waren getilgt, überwunden war auch das schwere Beginnen, als die „Neptun"-Arbeiter nur Äxte und Hufeisen schmieden, Backtröge schreinern, Öfen, Karbidlampen oder Torfstechmaschinen bauen konnten und sie ihre Hämmer aus geborstenen Eisenbahnschienen schneiden mußten. Die Werft war nun schon das dritte Jahr SAG-Betrieb, und die sowjetischen Genossen kümmerten sich ganz besonders auch um solche jungen, sich tüchtig ins Zeug legenden Leute wie Rolf. Nur kurz, nachdem die „Neptun"-Werker im April '52 voll Stolz ihren ersten Neubaufrachter, den Dampfer „Kolomna" (noch gebaut nach sowjetischem Entwurf), vom Stapel ließen, sahen sie anerkennend auf ihre Brigade „Ernst Thälmann": Erste Stoßbrigade im DDR-Schiffbau, initiiert und geleitet von einem der aktivsten jungen Schlosser der Werft – Rolf Richter.

Er war Sprecher der Werftkumpel, als Walter Ulbricht im Januar '53 den Grundstein zur Rostocker Langen Straße legte. In eines der dort erbauten Häuser zog das Ehepaar Richter ein. Der „Nordlandfahrer" hatte geheiratet – eine Rostocker Deern, ein Mädchen von der Werft. Und die Genossen seiner Werft hielten Rolf für würdig, ihn in ihre Reihen aufzunehmen. Ein Junge, strebsam, fleißig und bewußt – er fand und ging seinen Weg, folgerichtig, Schritt um Schritt…

Der Frachter, der nun bald von der Helling zu Wasser gleiten wird, ist

Fortsetzung Seite 10

FW-Gespräch mit Dietrich Walk, Generaldirektor des VEB Kombinat Schiffbau

Welche Schiffe präsentieren Sie Ihren Kunden auf dem internationalen Markt?

Im Moment bauen unsere See- und Binnenwerften fünfzehn verschiedene Schiffstypen, wie sie seit langem für den DDR-Schiffbau charakteristisch sind: Containerschiffe, RO/RO- und Mehrzweckfrachtschiffe, Fischerei-, Binnenfahrgast- und Spezialschiffe, insgesamt über siebzig in diesem Jahr. Hervorzuheben ist, daß sie überwiegend zu einer neuen Generation von Schiffen gehören. Denn es ist unser Ziel, während des Planjahrfünfts das gesamte Produktionsprogramm vollständig zu erneuern. Bereits in allernächster Zeit werden wir dieses Vorhaben erfüllen.

Auf den Werften spricht man heute schon viel über die Schiffe von morgen…

In der Warnow- und der Neptunwerft steht der Serienbeginn eines neuen, von beiden gemeinsam entwickelten Mehrzweck-Containerschiffstyps „Äquator" unmittelbar bevor. Überdies konzentriert sich die Warnowwerft darauf, in naher Zukunft Vollcontainerschiffe vom Typ „Saturn" auf Kiel zu legen, die bei etwa gleicher Größe und Vermessung gegenüber dem bewährten Typ „Mercur II" u.a. rund 220 Containerstellplätze mehr bieten. Die Mathias-Thesen-Werft Wismar beginnt am Vorabend des 7. Oktober mit dem Bau großer Eisenbahnfährschiffe. Bereits im kommenden Jahr wird vom Kai der Volkswerft Stralsund der erste Fabriktrawler „Atlantik 488" zur Fischereierprobung in See gehen. Gleichzeitig entstehen auf den Reißbrettern der Elbewerften Boizenburg/Roßlau neue Serien von Binnenfahrgast- und Binnenkühlschiffen.

Das alles sind Schiffe, die gewiß wiederum für einige Jahre das Profil der Werften bestimmen werden. Wie weit voraus reicht der Blick?

Es gibt nur wenige Werften in der Welt, die – wie unsere in der DDR – bereits heute für Jahre im voraus wissen, welche Schiffe sie bauen werden. Perspektivisches Denken und langfristige Handelsbeziehungen, insbesondere mit der UdSSR, sichern uns eine stabile Produktion und einen großen wissenschaftlich-technischen Vorlauf. Das versetzt uns zugleich in die Lage, auch für Reeder anderer Länder sowie für die Handels- und Fischereiflotte der DDR Schiffe zu bauen, die sich durch hohen Gebrauchswert und hohe Produktivität auszeichnen. Ich kann sagen, daß wir bis zu den 90er Jahren schon klare Vorstellungen haben.

Große Serien waren in der Vergangenheit vorherrschend. Wird es auch in Zukunft so sein?

Selbstverständlich! Daß wir sowohl heute wie morgen serienmäßig produzieren können und keine Absatzsorgen haben, verdanken wir in erster Linie den Großaufträgen unseres Hauptpartners, der Sowjetunion. Das wird auch weiterhin so bleiben! Die hohen Ansprüche der sowjetischen Reeder an Qualität, Einsatzvariabilität und Zuverlässigkeit der Schiffe geben uns zugleich wichtige Impulse für deren ständige Neu- und Weiterentwicklung. Das ist unerläßlich, um auf dem Weltschiffbaumarkt auch künftig gegen die internationale Konkurrenz gut zu bestehen.

Was sind heutzutage die Kriterien, um sagen zu können, daß unsere Werften moderne Schiffe bauen?

Die gegenwärtigen und die kommenden Schiffe zeichnen sich durch eine hohe Energieökonomie aus, indem sie weniger Treibstoff verbrauchen, geringerwertige Treibstoffe einsetzen und die Abgasenergie mittels Turbogenerator zur Stromerzeugung nutzen. Sie werden zunehmend mit neuentwickelten Rettungsmitteln, Bord-Umweltschutzanlagen, computergestützten Ladungsrechnern, Motordiagnosegeräten und integrierten Navigationssystemen zur optimalen Routenführung ausgerüstet sein. Zu modernen Schiffen gehört auch, sie nach Besttechnologien zu bauen. Ein Hinweis darauf, was wir erreicht haben, ist die Tatsache, daß unsere Forscher, Konstrukteure und Ingenieure in den letzten Jahren für Hunderte Problemlösungen Patente erhielten und daß wir ständig Lizenzen ins Ausland vergeben. Bei allem ist immer schon das Jahr 2000 unser „Zeithorizont", den wir deutlich erkennen.

Schiffe schon fürs Jahr 2000

für die „Neptun"-Werftkumpel ein Schiff neuer Art – ein Trailer-Transporter, Typ RO/RO, das 606. Schiff der „Neptun"-Werft. Vom Dampfererstling „Kolomna" bis zum neuesten Spezialfrachter für Ströme und See hat Rolf Richter an allen „Neptun"-Schiffen mitgebaut. Große Verantwortung trug und trägt er, 21 Jahre hindurch als APO-Sekretär auf der Helling, zugleich als Schiffbauer wie seit geraumer Weile als Meister der Stemmer-Brigade. Das sind jene Schiffbauer, die ihre Hand dafür ins Feuer legen, daß rundherum am ganzen Schiff, innen und außen auch nicht der allerfeinste Haarriß in einer Schweißnaht Wasser ins Schiff dringen ließe. „Dichtmacher" wäre ein anderes Wort für sie. „Vorhin waren die Genossen der sowjetischen Bauaufsicht hier", erzählt uns einer der Stemmer, als wir, gebückt unter niedrigem Deck, vor einem der überprüften Tanks stehen. „Alles klar?" erkundigt sich der Meister. „Alles klar – wie immer!" sagt stolz der Brigadier. Auch Meister Richter und seine Männer haben dabeigestanden, als das Schiff von der Helling heckwärts ins aufschäumende Wasser der Warnow glitt. Selbst bei solchem erhebenden Anlaß reden Schiffbauer gewöhnlich nicht viel. Doch im Innersten verspürten sie, wie oft schon vorher, das Gefühl gut erfüllter Pflicht. Rolf Richter, der seiner Werft, seiner Republik durchs Leben so viel gegeben hat, empfing vom Volk große Ehre: die Auszeichnung als „Held der Arbeit" und den Karl-Marx-Orden.

Was ein Polarkapitän zu sagen hat...

Kapitän ist er, geboren an der Küste des Weißen Meeres – ein „Pomorjak". Und als Seemann rechnet er sich zu denen, die sich stolz „Polarniki" nennen: Leonid Seliwerstow.

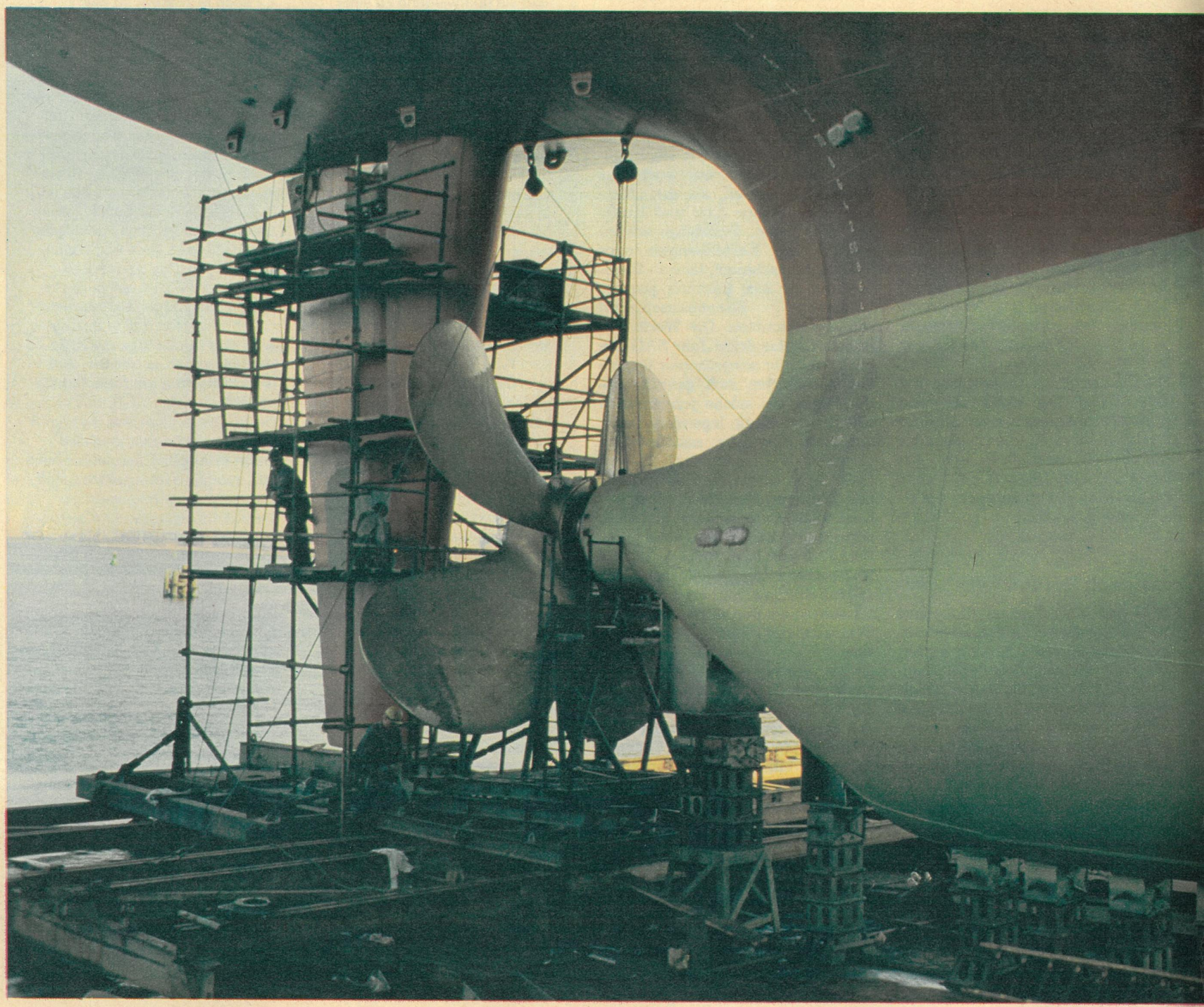
An einem der letzten Oktobertage 1977 waren wir ihm erstmals begegnet, und gleichfalls auf der Warnowwerft. Damals, bevor er das erste Schiff der Eismeerfrachterserie, die „Dmitri Donskoi", als Kapitän auf See führte, hatten wir ihm, seiner Crew und seinem jungen Schiff, auf russische Weise unser „Allzeit gute Fahrt!" gewünscht: „Wsegda seljonoi dorogi!" Nun konnten wir ihn fragen: „Kapitän, hatten Sie gute Reisen?" – „Ja", sagt er, „gute Reisen, weite Reisen, stürmische Reisen – durchs Eis der Arktis wie durch Orkane in den Tropen. Aber unser Schiff hielt sich überall wacker. Es ist stark, es ist sicher, man lebt gut auf ihm – und es ist, wie wir Seeleute sagen, ökonomisch und außerordentlich tüchtig."

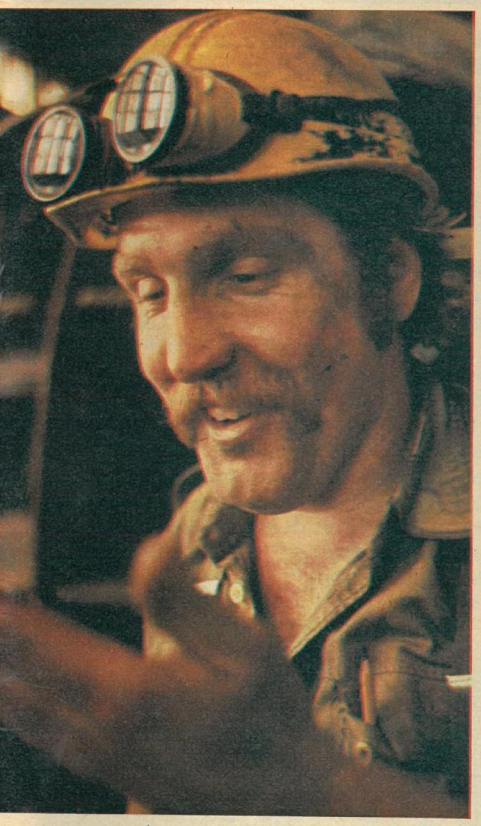
Nun sind sieben Jahre vergangen. Als neuer Eismeerfrachter, tragfähig für 19000 Tonnen Ladung, steht am Werftkai der 27. „UL-ESC" der Warnowwerft, letzter der Serie. Morgen wird Flaggenwechsel sein, übermorgen geht die „Anatoli Ljapidewski" in See. Ein Zufall – Kapitän Seliwerstow übernimmt auch dieses Schiff... Vier Tage, nachdem bei uns die Feiern zum Republikjubiläum verklungen sein werden, wird Leonid Seliwerstow – gewiß irgendwo draußen auf dem Meer – ein eigenes „kleines Jubiläum" begehen: Vierzig Jahre Seemann im hohen Norden! Das ist also einer, der die Arktis, ihre rauhe Schönheit, aber auch ihre Gefahren kennt. Sein Kapitänsurteil zählt!

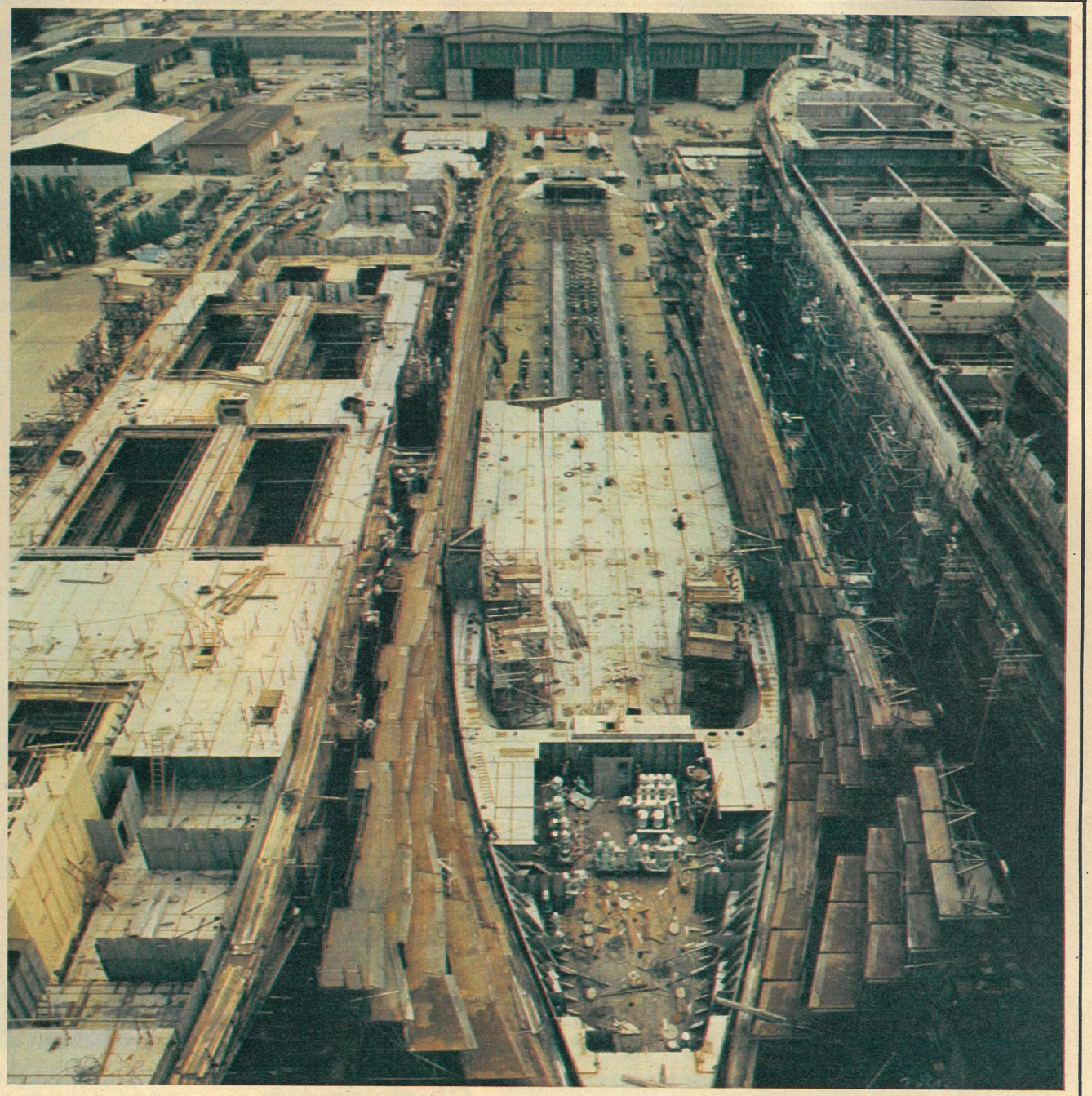
Flaggenwechsel, manches gute Wort füreinander, und aufs neue: „Glückliche Reise!"... Nur ein paar Tage vergehen, und aus Murmansk

Einer von 56000: Thomas Eggebrecht, Schiffbauer der Warnowwerft (rechts).

Letzte Handgriffe an Propeller und Ruder – der Stapellauf steht kurz bevor (unten).







Heiling – „Wiege der Schiffe", und Frachter wie vom Fließband. Jedes Jahr ein neuer Typ (oben).

Wieder ein Flaggenwechsel – schon morgen beginnt die Reise: Kurs Murmansk, zum Heimathafen (links).

trifft ein Telex in der Warnowwerft ein, unterzeichnet vom Chef der Murmansker Reederei, V. A. Ignatjuk. Wir zitieren: „Die Serie der Mehrzweckfrachter für den Einsatz in den arktischen Gewässern, die mit Erfolg auf der Warnowwerft gebaut worden sind, spricht für sich selbst unter den Seeleuten der Reederei und den Bewohnern des hohen Nordens ... Wir drücken Ihrem gesamten Kollektiv unsere tiefe Dankbarkeit aus für die enge Zusammenarbeit bei der Schaffung und Erprobung dieser Schiffsserie. Wir wünschen Ihnen, werte Freunde, weitere Erfolge beim Bau einer modernen Flotte."

Reichlich fünftausend Schiffe des DDR-Schiffbaus unter Flaggen von über fünfzig Ländern: Kapitänslob und Reeder-Referenzen – hundertfach, tausendfach. Aber Dank für eine ganze, große Serie, Dank für das gesamte Kollektiv einer Werft – wo, anderswo noch, gibt es das gleich wieder? Da muß es dem Partner wohl zugleich auch Herzenssache sein ...!

Ergänzungsfotos: Schäfer (2); VEB Kombinat Schiffbau (3)

Gemeinsam für den Frieden

„Die 50 Millionen Gefallenen des zweiten Weltkrieges, die zu ehren wir uns hier versammelt haben, und die Opfer des Hitlerfaschismus rufen uns zur Wachsamkeit und Aktivität im Kampf um die Erhaltung des Friedens auf.“ Der Mann, der mit sicherer und kräftiger Stimme diese Worte vor den 200 000 Versammelten auf dem Berliner Bebelplatz ausspricht, hat in seinen 82 Lebensjahren eine harte Schule hinter sich. Sergej Beltschenko (im Foto oben 2. von rechts), heute Generaloberst im Ruhestand und Mitglied des Präsidiums des Sowjetischen Komitees der Kriegsveteranen, diente bereits mit 10 Jahren in seinem ukrainischen Heimatdorf Soljonoje als Pferdejunge bei einem Großgrundbesitzer namens Bergmann. 1918 verjagten die armen Bauern des Dorfes, Ukrainer und Russen, diesen „Herrn“. Der junge Beltschenko studierte, wurde Offizier der Roten Armee. Am 22. Juni 1941 stand er an der sowjetischen Westgrenze. 3.15 Uhr zeigte seine Uhr, als er den Kampf gegen den faschistischen Eindringling aufnahm. Während des schweren Rückzuges schon organisierte er im Auftrage seiner Partei die ersten Partisanengruppen. Später, von Moskau aus, koordinierte Sergej Beltschenko als Mitarbeiter des Zentralen Stabes der Partisanenbewegung den Volkskrieg in den besetzten Gebieten. „Der Partisanenkampf bekam im Verlauf des Krieges einen echten internationalistischen Charakter“, erzählt uns der Generaloberst nach der Kundgebung. „Nicht nur Vertreter verschiedener Nationalitäten der Sowjetunion, auch Polen, Slowaken, Ungarn und Deutsche kämpften gegen den gemeinsamen Feind. Ihre Erfolge strahlten neben den Siegen der Roten Armee auf alle Länder Europas aus und gaben dort dem Widerstand Kraft und Mut.“ Nun, fast vierzig Jahre nach dem Sieg, trifft Sergej Beltschenko in der DDR ehemalige Kampfgefährten wieder. „Dabei erinnern wir uns natürlich der Vergangenheit“, sagt er. „Aber vergessen auch nicht unsere heutigen Aufgaben. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß in Zeiten des Kampfes stets die Jugend begeistert voranging. In 35 Jahren ist in eurem Land eine gute Jugend herangewachsen, die begreift, daß nur gemeinsam mit allen friedliebenden Kräften der Welt der von uns erkämpfte Frieden erhalten werden kann.“

Hajo Obuchoff

Glückwunsch zum Achtzigsten

„So beginnen wir denn heute ein großes Werk“, hatte Jürgen Kuczynski am 30. Juni 1947 in Berlin gesagt – auf der Gründungsversammlung der „Gesellschaft zum Studium der Kultur der Sowjetunion“. Die Losung, unter der diese Versammlung stand, war zugleich Programm: „Durch Studium zur Wahrheit – durch Wahrheit zur Freundschaft mit der Sowjetunion“. Unter Führung der Partei der Arbeiterklasse und ihrer im Geiste des proletarischen Internationalismus erzogenen Mitglieder leistete die Gesellschaft eine vielfältige Arbeit zur Klärung des Verhältnisses zur Sowjetunion in breiten Bevölkerungsschichten.

Zählte die Gesellschaft bei ihrer Gründung etwa 2200 Mitglieder, waren es zwei Jahre später bereits nahezu 100 000. Am ersten Verhandlungstag der zweiten Jahresversammlung, die in den ersten Juli-Tagen des Jahres 1949 stattfand, konnte Prof. Dr. Kuczynski, der damals knapp 45jährige Präsident der Organisation, feststellen: „...ist doch die Sowjetunion die erste Macht des Friedens in Jahrtausenden der Geschichte der Menschheit und war Frieden ihr erstes Wort an die Völker der Welt.“ Am gleichen Tag wurde der Vorschlag unterbreitet, den Namen der Organisation umzuändern in „Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft“. „Die Anwesenden“, so ist im vergilbten Protokoll zu lesen, „erhoben sich von ihren Plätzen und brachen in minutenlangen, stürmischen Beifall aus“. Aus einer Studiengesellschaft, die sich vorwiegend aus Angestellten und Angehörigen der Intelligenz zusammensetzte, verwandelte sich die Gesellschaft zunehmend mehr in eine Kampforganisation gegen die Antisowjethetze und zur Durchsetzung der Freundschaft mit dem Sowjetvolk, die in immer breiterem Maße Arbeiter und Bauern in ihre Reihen aufnahm. Professor Dr. Kuczynski, erster Präsident der Freundschaftsgesellschaft, wird in diesen Septembertagen 80 Jahre alt. Der Nestor der marxistisch-leninistischen Wirtschaftswissenschaft in unserem Land, der Mitbegründer der Imperialismusforschung, hat durch sein Beispiel ganze Generationen junger Wissenschaftler im Geiste der revolutionären Theorie der Arbeiterklasse erzogen und sie zur Auseinandersetzung mit dem Klassenfeind angeregt. Mehr als 3000 Veröffentlichungen (darunter fast 100 Bücher und Broschüren) machten ihn nicht nur der internationalen Fachwelt, sondern auch einem sehr breiten Leserkreis bekannt. FREIE WELT gratuliert dem streitbaren Genossen, dem Akademiemitglied und Hervorragenden Wissenschaftler des Volkes, und wünscht ihm Gesundheit, Glück und weiterhin vitale Schaffenskraft; ihm, der für immer zur lebensvollen Geschichte unserer Freundschaftsgesellschaft gehört und für den persönliche Begegnungen mit Sowjetbürgern seit mehr als einem halben Jahrhundert zum Alltag gehören. *Horst Goldschmidt*

Redaktion: Hajo Obuchoff; Fotos: D. Christel, D. Steinberg, A. Paszkowiak, V. Hohlfeld, G. Krawutschke, K. Oberst

Die Erben von Marchlewski

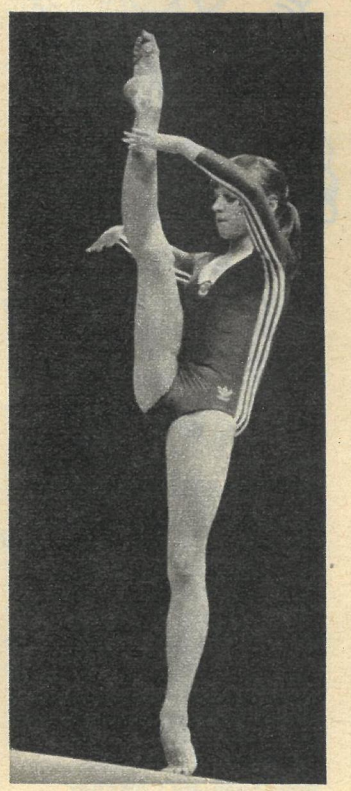
Die Baumwollwerke in Łódź tragen nicht nur den Namen von Julian Marchlewski. Der polnische Revolutionär und Internationalist hat hier auch gearbeitet – als Meister. 1891 rief er in der Textilstadt eine Gruppe des „Bundes polnischer Arbeiter" ins Leben, dessen Mitbegründer er zwei Jahre zuvor war. Von Marchlewskis Geist ist heute – Generationen später – vieles in diesen Werken spürbar. Das zeigt sich besonders im Bemühen, die aus der Krise Anfang der achtziger Jahre resultierenden Schwierigkeiten zu überwinden. Diese liegen gegenwärtig, wie Generaldirektor Zbigniew Majer versichert, nicht so sehr im ökonomischen Bereich, wenn auch der vor der Krise erreichte Produktionsstand von jährlich 60 Millionen Meter Stoff noch nicht wieder erreicht ist. Empfindlicher drücken die sozialen Fragen, vor allem das Wohnungsproblem, deren Lösung die Werke unter anderem durch die Förderung des Eigenheimbaus unterstützen. Die 4500 vorwiegend weiblichen Beschäftigten, von denen bisher rund 40 Prozent den neuen Gewerkschaften beigetreten sind, wollen in diesem Jahr 44 Millionen Meter Stoff herstellen, davon 90 Prozent in bester Qualität. Keine leichte Aufgabe, da die Marchlewski-Werke unter Arbeitskräftemangel leiden. Ein paar hundert Frauen könnten jederzeit neu eingestellt werden, meint Zbigniew Majer. Sonderschichten – gegen entsprechende Vergütung, versteht sich – sind deshalb einfach noch notwendig. Der Ausweg liegt in der Modernisierung. Webmaschinen mit insgesamt 25 000 Spindeln werden gegenwärtig durch modernste spindellose Automaten aus der ČSSR ersetzt. Dadurch lassen sich 90000 Tonnen Garn mehr verarbeiten. Große Hilfe erfuhren und erfahren die Werke auch weiterhin durch die Sowjetunion. Ihre Baumwollieferungen betrugen im vergangenen Jahr rund 85 Prozent des hier eingesetzten Rohstoffes. Diese Importe machten es überhaupt erst möglich, die Produktion aufrechtzuerhalten, als sich die ökonomischen Sanktionen der USA gegenüber Volkspolen auch auf die Textilherstellung auszuwirken begannen. Unter den erschwerten Bedingungen setzten die Erben Marchlewskis alles daran, den guten Ruf ihrer Erzeugnisse – von denen die Hälfte in den Export geht – zu wahren. Konkreter Ausdruck dafür ist zum Beispiel die Goldmedaille, die die Łódźer Baumwollwerke im Vorjahr auf der Leipziger Messe für einen Kleiderstoff erringen konnten.

Paul Weinreich

Wirbel um „Olga IV."

Unter die Berühmtheiten des sowjetischen Frauenturnens hat sich zum vierten Mal eine Olga gemischt. Der Karassjowa und Korbut und Bitscherowa folgte nun mit der sechzehnjährigen Mostepanowa „Olga IV." Bei der internationalen Gala in Olomouc präsentierte die Moskauer Schülerin „in nahezu idealer Weise die traditionellen Eigenschaften der sowjetischen Turnschule", wie die nach wie vor erfolgreichste Turnerin aller Zeiten, Larissa Latynina, bemerkte. Olga Mostepanowa (unser Bild) gewann mit 79,825 von 80 möglichen Punkten den Mehrkampf sowie die Gerätefinales im Sprung (mit Natalja Jurtschenko), am Boden (mit Maxi Gnauck) und auf dem Schwebebalken, wo sie mit Gesamtnote 20 das Wertungs-Maximum erreichte. Daß sie auf dem Weg zu ihren glanzvollen Siegen zwölfmal mit der Höchstnote 10 bedacht wurde, ist ein Rekord besonderer Art. Mit ihm übertraf Olga sogar ihren Mannschaftskameraden Dmitri Bilosertschew, der mit elf Zehnen der alles und alle überragende Turner war. UdSSR-Cheftrainer Andrej Rodionenko setzt auf die Moskauer Blondine die größten Zukunftshoffnungen: „Olga hat in den letzten Jahren von allen unseren Turnerinnen die am meisten spürbaren Fortschritte gemacht." Und Larissa Latynina fügte noch hinzu: „Sie hat ein enorm schwieriges Programm, turnt ihre von höchstem Risiko begleiteten Elemente jedoch mit Eleganz." Betreut wird Olga Mostepanowa, die in den letzten zwei Jahren um achtzehn Zentimeter wuchs und derzeit bei 35 Kilogramm Körpergewicht 1,47 Meter mißt, seit Beginn ihrer Laufbahn vor acht Jahren von Wladimir Axjonow, der vor ihr mit Elvira Saadi bereits einer anderen zu Turnruhm verhalf. Paradebeispiele turnerischer Extraklasse liefert Olga Mostepanowa vor allem am Boden („Meiner großen Liebe") und auf dem Schwebebalken („wo mir noch nie ein unfreiwilliger Absteiger unterlief"!). Und ein Vorbild hat „Olga IV." auch: Nelli Kim, die übrigens in Olomouc am Kampfrichtertisch saß und die auch eine große turnerische Liebe hatte: das Bodenturnen! Jetzt sah die unvergleichliche „Bella Nelli" ihre Nachfolgerin, die nach den Klängen von „Granada" einen atemberaubenden Wirbel auf der Matte darbot.

Christian Müller



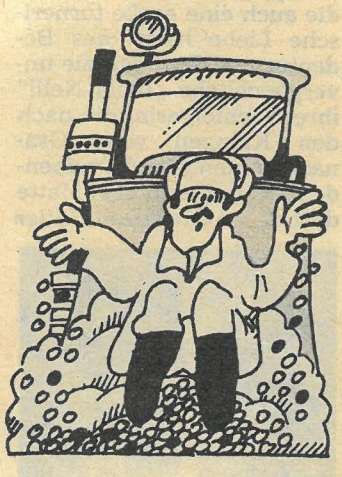
Premiere in Berlin

Temperamentvoll und in bester Laune stellte Regisseur Tolomusch Okejew (auf unserem Foto mit der Schauspielerin Ulgülsari Adshibekowa) im Haus der sowjetischen Wissenschaft und Kultur eine Delegation kirgisischer Filmschaffender vor. Sie brachten auch den neuesten Spielfilm aus dem Studio in Frunse mit, Okejews „Der Nachkomme des Schneeleoparden". Dieses dramatische Epos über die Geschichte des kirgisischen Volkes im 16. und 17. Jahrhundert erlebte jetzt im Zentralen Haus der DSF in Berlin seine Welturaufführung anläßlich des 60. Jahrestages der Gründung der Kirgisischen SSR. Und schon zur Tradition geworden ist die Vorstellung eines Filmstudios, diesmal „Kirgisfilm – gestern und heute", zu sehen bis 21. September im Haus der DSF. Fotos, Szenenbilder, Plakate und Kostüme, nicht zuletzt Okejew selbst, dessen Aitmatow-Verfilmung „Der rote Apfel" internationalen Ruhm erwarb, bezeugen den Anteil der noch jungen nationalen Filmkunst Sowjetkirgisiens am multinationalen Filmschaffen der UdSSR. Die kirgisischen Künstler nahmen am Vorabend des Weltfriedenstages auch am ersten Filmfest der Jugend in Potsdam teil, wo der preisgekrönte sowjetische Streifen „Der weiße Dampfer" nach Tschingis Aitmatows Novelle in der Regie des kirgisischen Regisseurs Bolot Schamschijew wiederaufgeführt wurde. Im Gepäck der Filmemacher aus Frunse sind außerdem noch der Spielfilm „Wolfsfalle" desselben Regisseurs, sowie eine Reihe von Dokumentarfilmen, darunter einer über den auch bei uns viel gelesenen Schriftsteller Tschingis Aitmatow. Diese Streifen wurden im neuen sowjetischen Kulturzentrum in der Berliner Friedrichstraße in ihren Originalfassungen gezeigt. Abschluß ihres Besuches in der DDR wird eine Reise nach Dresden sein. „Wir freuen uns auf die berühmten Galerien dieser Stadt", sagte Dokdurbek Küdüralijen, Hauptdarsteller und jüngstes Mitglied des Filmteams.

Katinka Lewi

● Am Rande

Farchod Klytschew verschlug es den Atem. Bei Räumungsarbeiten im usbekischen Kolchos Tschimbaiabad hatte er mit dem schweren Schild seiner Planierraupe einen ganzen Berg alter Münzen freigelegt. Als Farchod mit dem Zählen fertig war, konnte er es kaum glauben: rund 4500 Münzen aus Kupfer und Silber. Dreihundert Münzen davon sind – wie das Institut für Archäologie in Taschkent feststellte – über neunhundert Jahre alt und waren in Samarkand, Buchara und Hutlug Ordu geprägt worden.



● Kurz berichtet

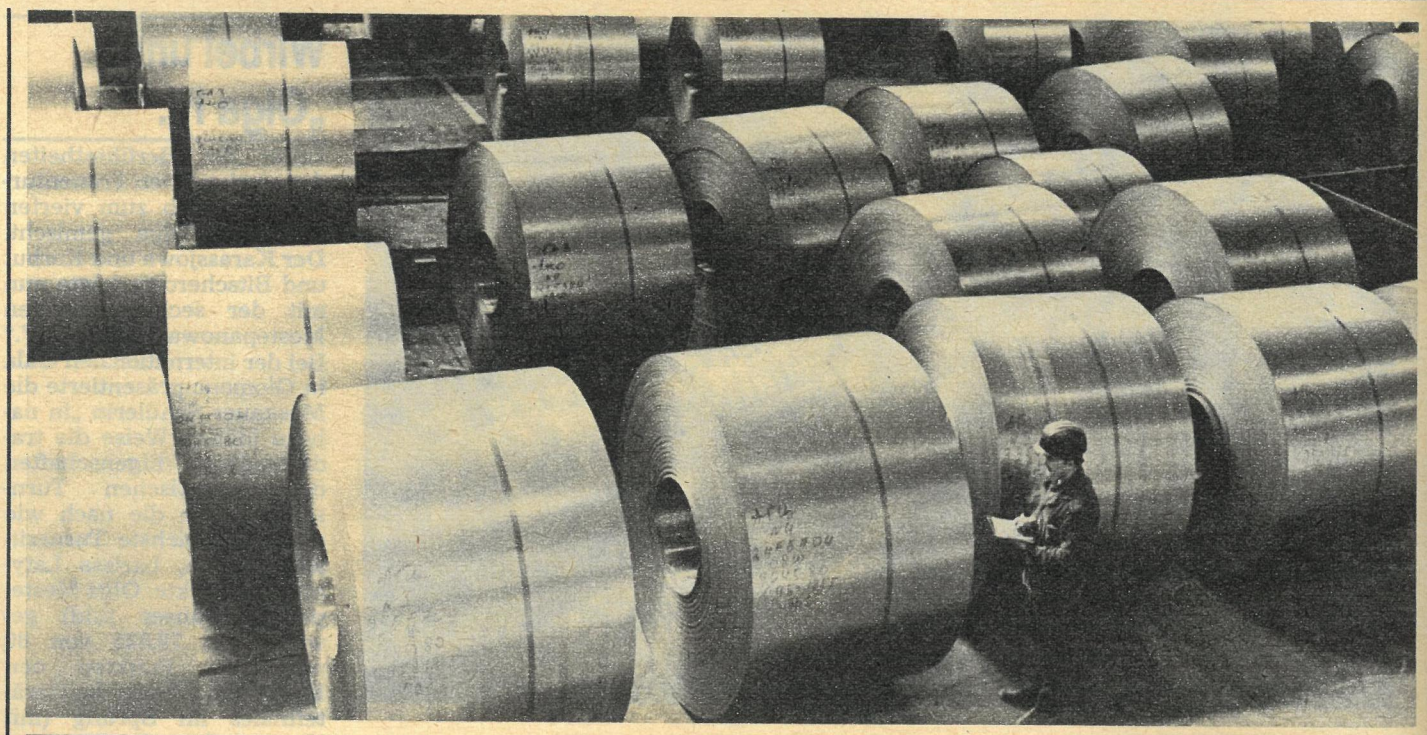
215 Vogelarten leben auf der sowjetischen Halbinsel Kamtschatka im Fernen Osten. Das ergab jetzt eine wissenschaftliche Bestandsaufnahme der Fauna.

Fast vier Milliarden Forint hat die ungarische Wasserwirtschaft in den letzten fünf Jahren in das Balaton-Programm investiert. Hoher Wasserstand, niedriger Chlorophyllgehalt und Rückgang der bakteriologischen Verschmutzung sind einige der ersten Ergebnisse.

Eine Auswahl lyrischer Werke Goethes in kasachischer Sprache erschien vor kurzem im Verlag „Schuldys", Alma-Ata. An der Übersetzung wirkten bekannte kasachische Dichter mit.

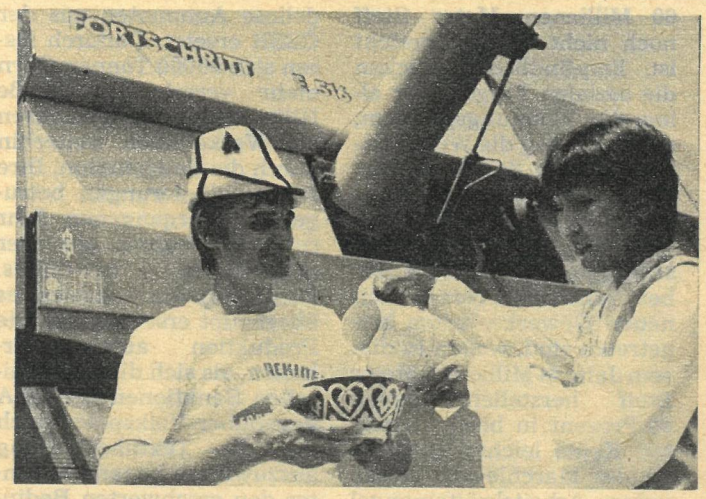
Eine moderne Schnellstraße über die Oder wird in Szczecin gebaut. Für die neue Verkehrsader, die sich mit etwa 2,4 Kilometer Länge über die Dächer erheben wird, sind 3,8 Milliarden Złoty veranschlagt. 80 km/h soll die Höchstgeschwindigkeit und 4000 Pkw und Lkw die Durchlaßkapazität je Stunde in einer Richtung betragen.

65 Jahre beträgt heute in der Mongolischen Volksrepublik die durchschnittliche Lebenserwartung. Vor der Revolution starb jedes zweite Kind vor Beendigung des ersten Lebensjahres.



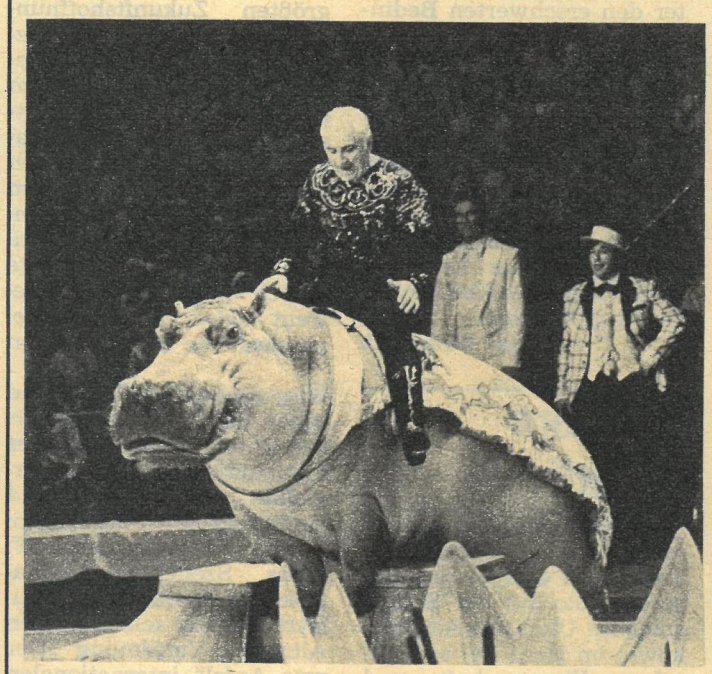
Markenstahl

Kaltgewalzter Breitbandstahl aus dem Nowolipezker Metallurgischen Kombinat „Juri Andropow", dem führenden Unternehmen dieses Industriezweiges in der UdSSR, „rollt" in den Export. Die Bestimmungsländer der Kollis (siehe Foto): Deutsche Demokratische Republik und VR Polen. Insgesamt fast eine Million Tonnen Edelstahl hoher Qualität erhalten die RGW-Länder aus Nowolipezk in diesem Jahr.



Bergprobe

Ainagul Erakanowa, Arbeiterin in der Maschinenversuchsstation der Kirgisischen SSR, reicht ihrem DDR-Kollegen, Ingenieur Ulf Henke, einen Erfrischungstrunk: Kumys, das kirgisische Nationalgetränk. Mitarbeiter des Kombinats „FORTSCHRITT" haben hier geholfen, die Erntekombine E-516 zu erproben. Sie bewährte sich auch auf den Feldern in Hanglagen der Hochgebirgsrepublik Kirgisien.

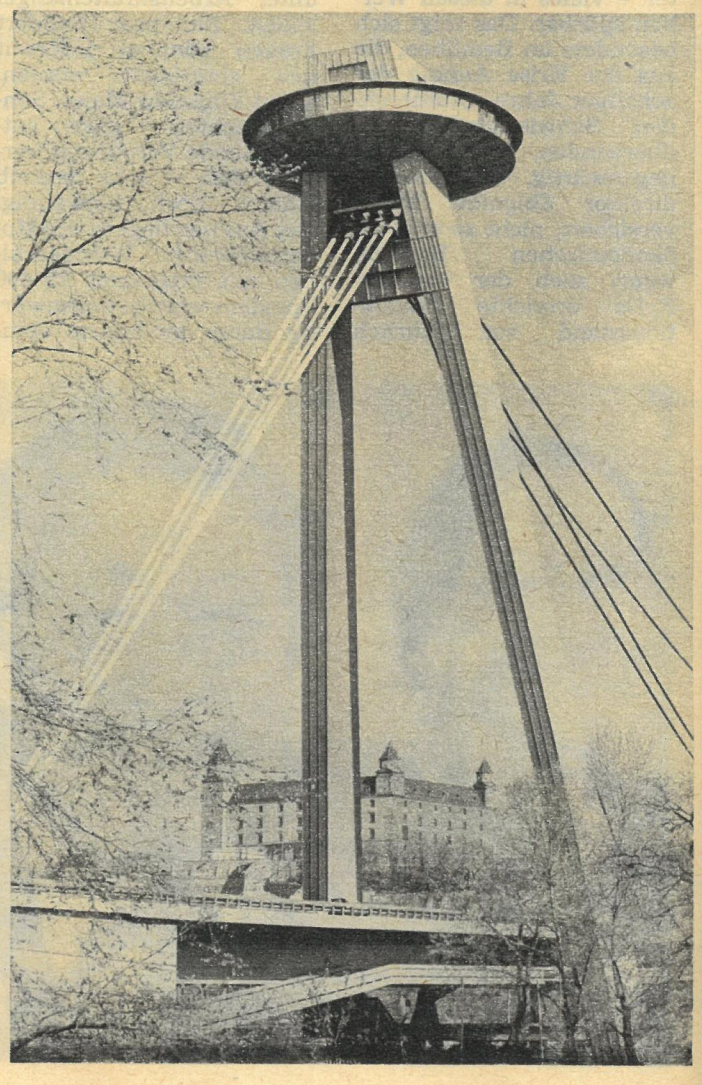


Reitkunst

Manege frei auch für das Flußpferd Manuk, das von Sergej Isaakjan, Volkskünstler der Armenischen SSR, dressiert wurde. Beide treten in der neuen Saison des Moskauer Zirkus auf den Leninbergen auf. Thema des Programms, das vor kurzem Premiere hatte, „Schenk uns Feuer wie Prometheus!"

Rundsicht

An ein Ereignis, das vor 40 Jahren geschichtsbestimmend für die Slowakei wurde, erinnert dieses in Europa in seiner Art einmalige 90 Meter hohe Bauwerk: die „Brücke des Slowakischen Nationalaufstands", errichtet 1972. Bei Tausenden Touristen beliebt: der Rundblick aus dem Café auf Bratislava.

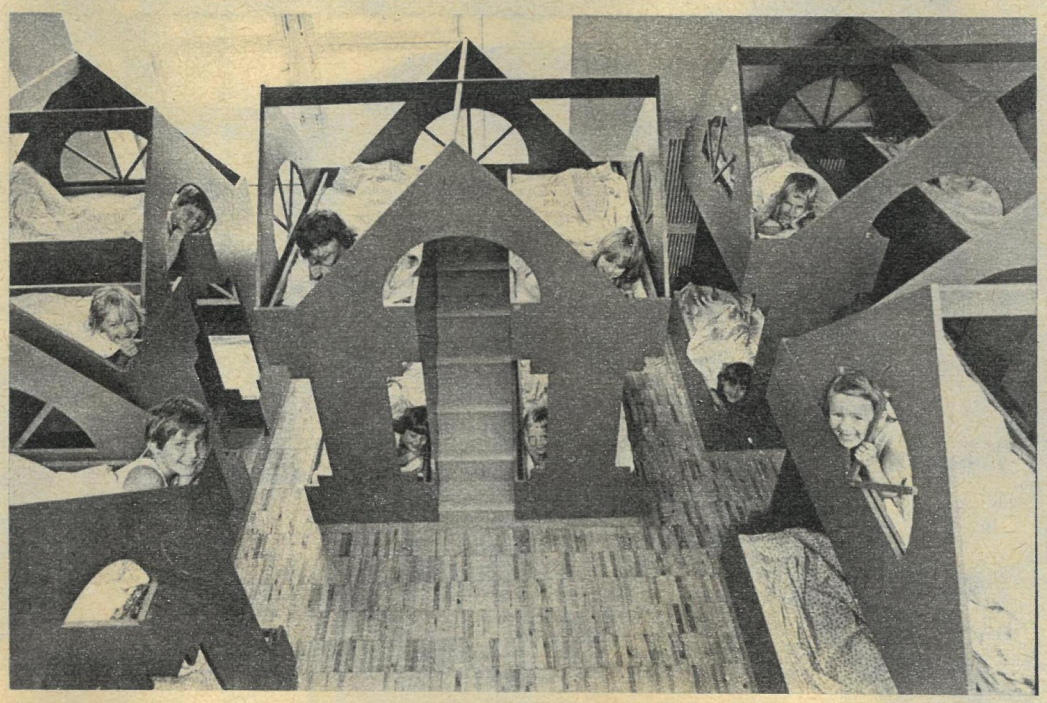


Hobbybläser

Wladimir Powetkin, Archäologe im 1125jährigen Nowgorod, sucht nicht nur nach alten Instrumenten, sondern spielt sie auch, wie hier eine Sopel-Flöte.

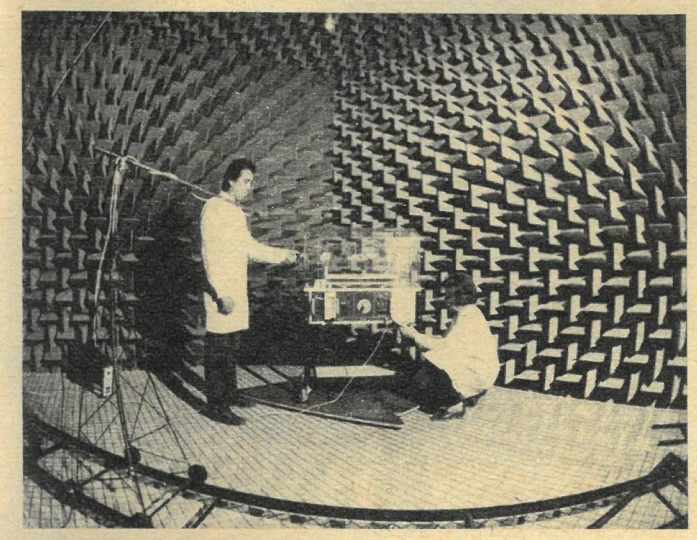
Solizelt

Zwei Jahre schon hilft Schwester Ljudmila Schtokolowa kranken Menschen in Chinandega (Nikaragua). Die UdSSR errichtete hier ein großes Zelt-Hospital. Tausenden Nikaraguanern wurde kostenlos dringende Hilfe zuteil.



Schlafspaß

Die originellen Viererbetten in diesem estnischen Kindergarten erleichtern es den Erziehern, die Mädchen und Jungen zum Mittagsschlaf anzuhalten. Vor kurzem sind die Kinder der Fischer im Charjusker Rayon in ihr neues schönes Haus eingezogen, dessen Architektur vom Keller bis zum Dachboden die schöpferische Phantasie der Kinder anregt. Vorbildlich auch der vollverglaste Mal- und Zeichensaal, in dem jedes Kind einen eigenen Tischplatz und eine Staffelei hat. Der Name dieses Kinderparadieses: „Nest der Entchen". Es ist eine Gemeinschaftsarbeit von Eltern, Pädagogen, Architekten.



Geräuschtest

Ein akustischer Versuch besonderer Art wird in diesem Forschungslabor der ungarischen Akademie der Wissenschaften in Budapest vorbereitet. Im Auftrag des Unternehmens MEDICOR, Hersteller medizinischer Geräte, werden die Geräusch- und Klangpegel innerhalb eines Inkubators gemessen, um die akustischen Einflüsse auf Frühgeborene so günstig wie möglich zu gestalten.

Wasserpolo

Was bei uns Wasserball heißt, nennt man in der Sowjetunion Wasserpolo, und ist bisher auch dort eine Domäne der Männer. Jetzt macht die erste Damenmannschaft in Tbilissi den Männern dieses Vorrecht streitig. Am Ball: Ljubow Machonina. Um Gegnerschaft braucht sich Trainer Gejaschwili nicht zu sorgen. Auch in Moskau, Kiew und anderswo wollen Frauen jetzt Wasserball spielen.

● Wörtlich

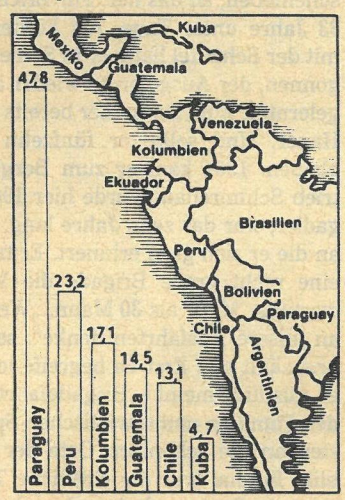
Die heutige Welt ist ein komplizierter Komplex zahlreicher Probleme und unterschiedlicher Meinungen. Es ist jedoch unerläßlich, Lösungen zu suchen, die Spannungen abzubauen, selbstverständlich ausschließlich mit friedlichen Mitteln. Es ist die Aufgabe der Ärzte und Wissenschaftler der ganzen Welt, für eine bessere Zukunft und den Frieden von verschiedenen Standpunkten aus zu appellieren, zu erklären und zu argumentieren. Einem Kernwaffenkonflikt vorzubeugen, ist die einzige Möglichkeit.
Prof. Dr. med. Sune Bergström, Präsident der Expertenkommission für medizinische Wissenschaften und öffentliches Gesundheitswesen bei der Weltgesundheitsorganisation (WHO)

● Splitter

Die Montage eines Hochspannungsgenerators von sieben Millionen Volt soll noch in diesem Jahr im Forschungsinstitut für Energetik Nowosibirsk abgeschlossen werden.

Der Staudamm des Wasserkraftwerkes Shinvali am Aragvi (Georgische SSR) hat seine projektierte Höhe von 100 Metern erreicht.
Der 15000-Tonnen-Tanker „Josip Broz Tito" ist das erste einer Serie von Schiffen dieser Klasse, die die SFRJ an die UdSSR liefert.

● Gewöhnlicher Kapitalismus



In den meisten lateinamerikanischen Ländern ist die Müttersterblichkeit nach wie vor sehr hoch. Den traurigsten Rekord hat Paraguay aufzuweisen, wo bei zehntausend Lebendgeburten 47 Mütter sterben. Beispielhafte Erfolge hat – wie unsere Grafik veranschaulicht – das sozialistische Kuba erreicht.

Redaktion: V. Hempel; Fotos: TASS/G. Beglow, G. Kikwadse, W. Koskewnikow, G. Nadeshdin, A. Owtschinikow, E. Tarkpea, W. Tscheredinzew; ČTK, MTI; Vignette: D. Schüler; Grafik: J. Arfert.

Bisweilen wird sein Name heute noch falsch geschrieben. Mit einem e zuviel, wie bei Bredel Willi, dem unvergessenen proletarischen Schriftsteller. Ich aber will von Bredl Erich, dem Bergmann, erzählen.

Er stammt aus Zadeč, das während seiner Kindheit Saaz hieß. Hier, in der nordböhmischen Metropole des Hopfenanbaus, war sein Vater Braumeister. Bier gehört also mit zu seinen frühesten Erinnerungen. Und natürlich trinkt er es auch, aber – und das betont er nachdrücklich – nur in Gesellschaft. Erich Bredl ist ein geselliger Mensch. Und ein ehrlicher dazu, ein unbequemer, der kein Blatt vor den Mund nimmt, der – wie unser mehrstündiges Gespräch erweist – ausspricht, was er denkt, auch wenn er damit auf Widerspruch stößt und sicher nicht alle Welt zum Freunde hat. Er ist, so läßt sich guten Gewissens sagen, kein unkritischer Zeitgenosse. Genosse ist er seit vierzehn Jahren.

13 Jahre, 4 Wochen und 6 Tage war er alt, als Hitlers Generale die bedingungslose Kapitulation unterschrieben. Mit seiner Mutter hatte es ihn in die Nähe der Wartburg, nach Eisenach, verschlagen. Während Gleichaltrige in die 8. Klasse kamen, mußte er Geld verdienen, wurde Laufjunge in einer Bierhandlung für 10 Mark die Woche. Erst mit 16 konnte er endlich eine Lehre beginnen: Elektroinstallateur; eine Arbeit, die ihm lag, die ihm Spaß machte. Vorzeitig, bereits nach reichlich 2 Jahren, legte er in einem Privatbetrieb erfolgreich seine Gesellenprüfung ab. Dann gab's eine handfeste Auseinandersetzung mit dem Chef. Und eine fristlose Kündigung. Das war 1951, dem Jahr, da er am 21. Juli dort anfing, wo man Arbeitskräfte suchte, wo man damals nicht eben wählerisch war – bei der Wismut. Mehr als 33 Jahre, ein halbes Menschenleben, ist das her. Für Erich Bredl 33 Jahre unter Tage. Als Fördermann mit der Schaufel hatte er in Schlema begonnen, der Ausgelernte wieder als Ungelernter. Ein Jahr später bereits war er Hauer. Und sollte er fünfzehn Jahre bleiben. 1964 kam er zum Bergbaubetrieb Schmirchau, wurde hier 1967 Brigadier, war das zehn Jahre lang; Jahre, an die er sich gern erinnert. Er trug für eine recht große Brigade die Verantwortung. Mehr als 30 Mann. „Wenn ich an unsere Ausfahrten denke", sagte er und zählt auf. Erst da begreife ich, daß er Ausflüge meint – Brigadefahrten mit den Familien und sowjetischen Spezialisten an die schönsten Orte der Republik. Einmal war die stattliche Truppe sogar in Prag, und einmal – als Sieger im Wissenswettbewerb über die Sowjetunion – zu Gast beim „Oberhofer Bauernmarkt".

Regelmäßig verteidigte seine Brigade den Staatstitel „Kollektiv der sozialistischen Arbeit" und den Ehrennamen „Kollektiv DSF". Letzteres ist insofern kein Wunder, als Erich Bredl seit immerhin 15 Jahren dem Gebietsvorstand Wismut der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft angehört und hier Mitglied der Kommission zur Auswertung sowjetischer Arbeitserfahrungen ist.

Eine sowjetische Initiative hielt er damals für so wichtig, daß er alles dran-

Der Bassow von Schmirchau

35 JAHRE DDR

setzte, sie in seiner Brigade einzuführen. Es ging dabei um nicht mehr und nicht weniger, als eine Erhöhung der Arbeitsproduktivität dadurch zu erreichen, daß Unfälle und Havarien auf ein Minimum gesenkt wurden. Quartalsweise nahm sein Kollektiv die Auswertung vor. Und zwar nach einem exakten Punktsystem, das er eingeführt hatte, um die Initiative seines Moskauer Bauarbeiter-Kollegen Alexej Bassow auch bei Untertage-Bedingungen zu nutzen. Und er hielt es dabei so, wie er es in seinem langen Bergarbeiterleben immer gehalten hatte: Ohne Blatt vorm Mund wurde diskutiert und gestritten. Keiner weiß mehr, wann Erich Bredl in diesem Zusammenhang zu seinem Spitznamen kam. Aus einer anderen Brigade war er aufgetaucht, aus einer, die mit der Durchsetzung der Bassow-Initiative ihre Schwierigketien hatte. Noch heute, da er bereits seit sieben Jahren Steiger ist, hört er, wenn er die einzelnen Arbeitsorte befährt, neben dem üblichen „Glück auf, Erich“ auch das: „Bassow kommt!“ Und manchmal klingt's, wenn Sachsen es sagen, wie „Bass off!“. Wichtiger indes: Dort, wo er Verantwortung trägt, sind schwere Unfälle seit langem nicht mehr passiert…

1973 erhielt Erich Bredl eine auch in den Betrieben der Wismut nicht allzu häufige Auszeichnung: Verdienter Bergmann. Außerdem wurde er mit dem Orden „Banner der Arbeit“ und der Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold geehrt. Sie gehört zu den Auszeichnungen, an deren etwas ungewöhnliche Verleihung er sich mit Schmunzeln erinnert. Eines Tages, nach der Schicht, war er, für ihn völlig überraschend, nach Grüna, einem Ort bei Karl-Marx-Stadt, mitgenommen worden. Dort geriet er im Wismut-Kulturhaus mitten in eine Festveranstaltung, hörte den Aufruf von Namen, hörte auch seinen. So kam er zu einer Auszeichnung, die eine seiner liebsten ist.

Das Sowjetland übrigens hat er mit seiner Frau schon mehrfach besucht, war mit ihr in Moskau und in Sotschi. Und nach mehr als 25 Untertage-Jahren schickte ihn unsere Sozialversicherung verdientermaßen nach Kislowodsk, einen zauberhaften Hochgebirgskurort im Kaukasus. Wenn er von diesen Wochen spricht, die er mit Heinz, einem Kumpel aus seinem Schmirchauer Betrieb, im bequemen Doppelbettzimmer verbrachte, sieht er unvergessene Bilder. „Ich hatte die zwei weißen Gipfel des Elbrus direkt vor dem Fenster“, sagt er, der seit Jahrzehnten die Sonne nur vor der Schicht oder nach Feierabend kennt; er, dem sich heute vom Balkon seiner Wohnung in Zwickau-Planitz eine erfreuliche Aussicht bietet…

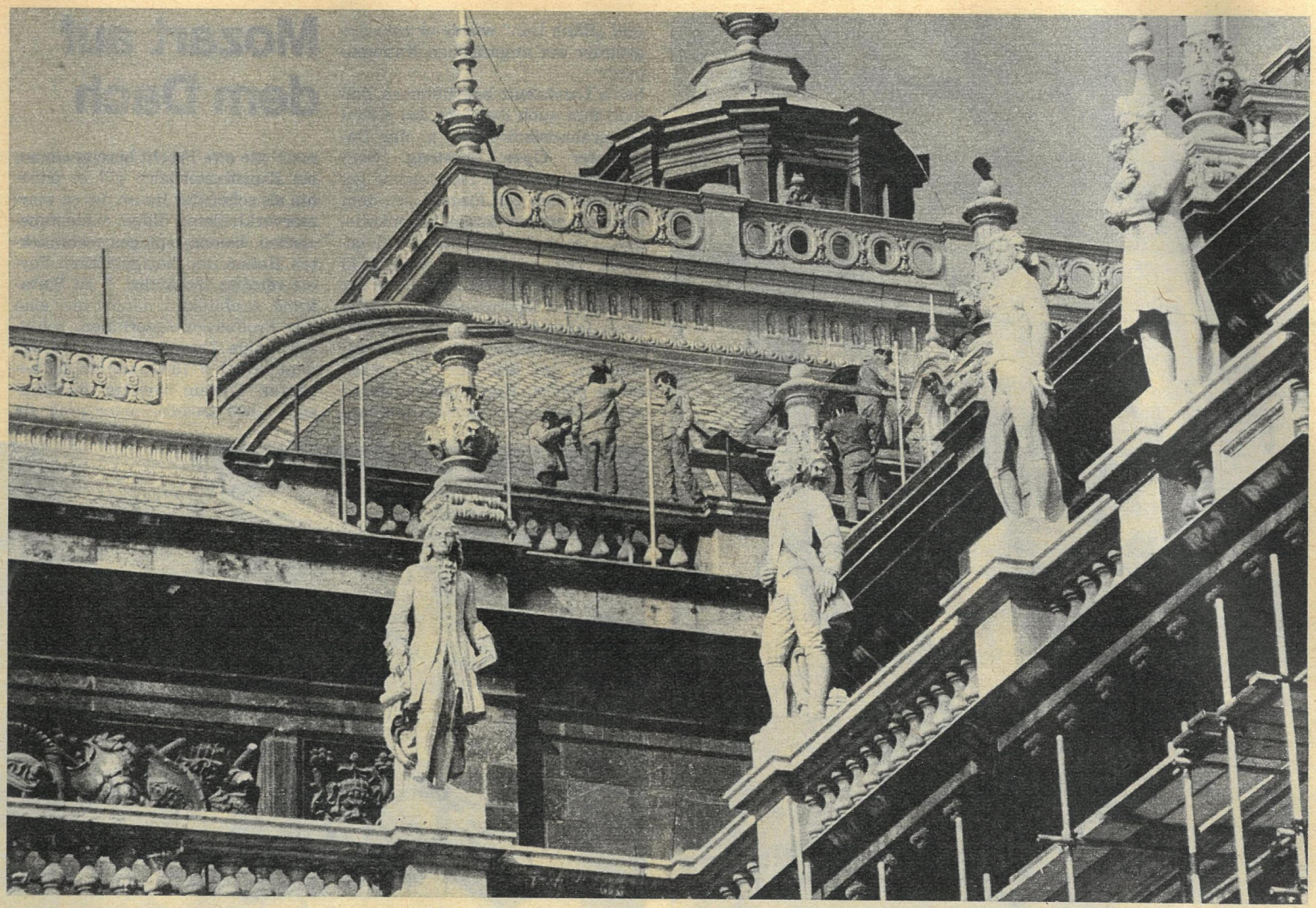
Welchen Anteil, will ich wissen, hat er als Steiger, als Untertagemeister gewissermaßen, an der Planerfüllung? „Ich kann Einfluß nehmen auf den Arbeitsablauf, die Arbeitsorganisation und die Verminderung der Stillstandzeiten. Voraussetzung dazu ist allerdings eine genaue Kenntnis der jeweiligen Arbeitssituation.“ Und seit geraumer Zeit gibt's monatliche Arbeitsberatungen mit sowjetischen Spezialisten. Auch dabei hat sein Wort Gewicht. Als ich frage, wie es denn um die Bilanz der von ihm betreuten Brigaden steht, sagt er nur: „Sie haben ihren Plan erfüllt.“

Der nächste Satz, der ihm von den Lippen kommt, wiegt schwer: „Unsere Produktion entscheidet mit über Krieg oder Frieden.“ Und dann ist plötzlich, scheinbar übergangslos, von einem Mann die Rede, der einst in amerikanischen Cowboyfilmen spielte. „Ein Schauspieler 3. Klasse“, sagt der Bergmann Bredl, „besser wäre er das geblieben. Aber als Präsident einer Weltmacht… Wir jedenfalls, wir von der Wismut, werden dagegenhalten.“

Sagt's und schaut auf ein Bild an der Wand. „Meine Enkel.“ Zwei kleine Blondschöpfe: Anett und Holger. Er liebt sie. Liebt sie wie seine Frau, mit der er seit 30 Jahren zusammenlebt. Liebt sie wie das Leben.

Horst Goldschmidt

Fotos: Detlev Steinberg



Mozart auf dem Dach

Während der Einweihungsfeierlichkeiten am 27. September 1884 kam es zu turbulenten Szenen, berichtet die Chronik, die Leute drängten und rempelten einander, um das „neue Wunder" der Hauptstadt zu betrachten – die Budapester Oper! Das berühmte Musik- und traditionsreiche Tanztheater wird am 27. September 1984 nach dreijähriger Rekonstruktion wiedereröffnet und seinen 100. Geburtstag mit einer festlichen Gala feiern. Ehe die Hüllen fielen (l.), sahen sich FW-Reporter Ursula Weil (Text) und Peter Meißner (Fotos) in Geschichte und Gegenwart der Oper um.

Statuen berühmter Komponisten zieren die Fassade des Opernhauses (o.). Ihr Intendant, Professor András Mihály (r.), ist über die Grenzen seiner Heimat hinaus bekannt als Violincellist und Komponist. Seine Oper „Gemeinsam und allein" gehört zu den besten musikdramatischen Gegenwartswerken Ungarns.

Mozart auf dem Dach

Die Feste des kunstverständigen Fürsten Nikolaus Esterházy sollen berühmt gewesen sein, weit berühmter war die Künstlertruppe seines kleinen Schloßtheaters bei Sopron, an dem Joseph Haydn dreißig Jahre lang als Komponist und Hofkapellmeister wirkte und neben eigenen Werken auch die ersten Opern in Ungarn aufführte. Da der ansonsten freisinnige Mäzen seinen Musikern gegenüber jedoch nicht gerade großzügig bei der Gewährung von Freizeit war, komponierte Haydn eigens aus diesem Grunde seine „Abschiedssinfonie", in deren letzten Satz er alle Instrumente „klagen und jammern" läßt. Erst packt der Hornist seine Noten zusammen und geht, ein paar Takte später löscht der Flötist die Kerze auf seinem Pult. Einer nach dem anderen hört zu spielen auf, die Musik klingt immer kläglicher, zum Schluß spielt nur noch die erste Geige. Dann schweigt auch sie. Der Fürst verstand die Anspielung seines Kapellmeisters und sagte: „Morgen können die Herren ihren Urlaub antreten."

Eine Episode aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, den Anfängen der Opernkultur in Ungarn. Bleiben wir in der Historie – und in Pest, wo 1812 das „Deutsche Theater" mit dem Stück „König Stephan" eröffnet wurde, zu dem Ludwig van Beethoven die begleitende Musik geschrieben hatte. Er hielt sich öfter in Ungarn auf, angeregt durch seine Freundschaft mit dem Fürsten Esterházy. Eine Gedenktafel in Budapest erinnert daran, daß er als Pianist Konzerte im Burgviertel gab. Das erste ungarisch-sprachige Nationaltheater für Schauspiel und Oper entstand 1837. Als Dirigent berief man den jungen Ferenc Erkel, der sich engstens mit der fortschrittlichen, gegen Habsburg gerichteten nationalen Bewegung in Ungarn verbunden fühlte. Mit seinen musikdramatischen Werken „László Hunyadi" und „Bánk Bán" wurde er zum Begründer der ungarischen Nationaloper.

Seine Landsleute begrüßten es, daß man ihm auch das Amt des ersten Generalmusikdirektors in der Budapester Oper übertrug. Sein Denkmal steht am Hauptportal gegenüber dem von Franz Liszt, dem anderen großen Komponistenkollegen... so hatte es Miklos Ybl gewollt. Der nämlich gewann 1873 den Architektenwettbewerb für das Projekt des Opernhauses. Er baute neun Jahre an dem prächtigen Palais, das bis heute zu den schönsten Häusern im Stil der Neorenaissance gehört. Und einen so originellen Dachschmuck trägt kein anderes Operntheater, Statuen weltberühmter Komponisten: Monteverdi, Scarlatti, Gluck, Rossini und Donizetti, Glinka, Wagner, Verdi und Gounod, Bizet, Mussorgski, Tschaikowski, Moniuszko, Mozart und Smetana. Reverenz! Einige der Gerüste sind bereits weggeräumt, und die Figuren heben sich hell – auch sie restauriert – von den noch dunklen Außenmauern ab.

Im Inneren des Hauses gleicht noch vieles dem nur Fachleuten geordnet erscheinenden Chaos einer Großbaustelle, doch im hufeisenförmigen Zuschauerraum läßt sich die neue wie alte Pracht bereits ahnen; bei Kunsthistorikern gilt er ohnehin als schönster Raum des an marmorverkleideten Sälen, seidentapezierten Salons, spiegelgeschmückten Hallen und holzgetäfelten Foyers reichen Gebäudes. Frau Bartalosné, Architektin, derzeit hier eine der Produktionsleiterinnen, schüttelt einige Zahlen und Fakten aus dem Ärmel: 5718 Quadratmeter bebautes Terrain werden modernisiert, 1000 Quadratmeter groß die

Die zweite Säule des Ruhms – das Ballettensemble. Es hat sich in die europäische Spitze getanzt. (l.)

Polnische Spezialisten helfen bei der Außenverkleidung (o.) Chefregisseur András Miko bei der Einstudierung von Verdis Oper „Don Carlos" (r.)

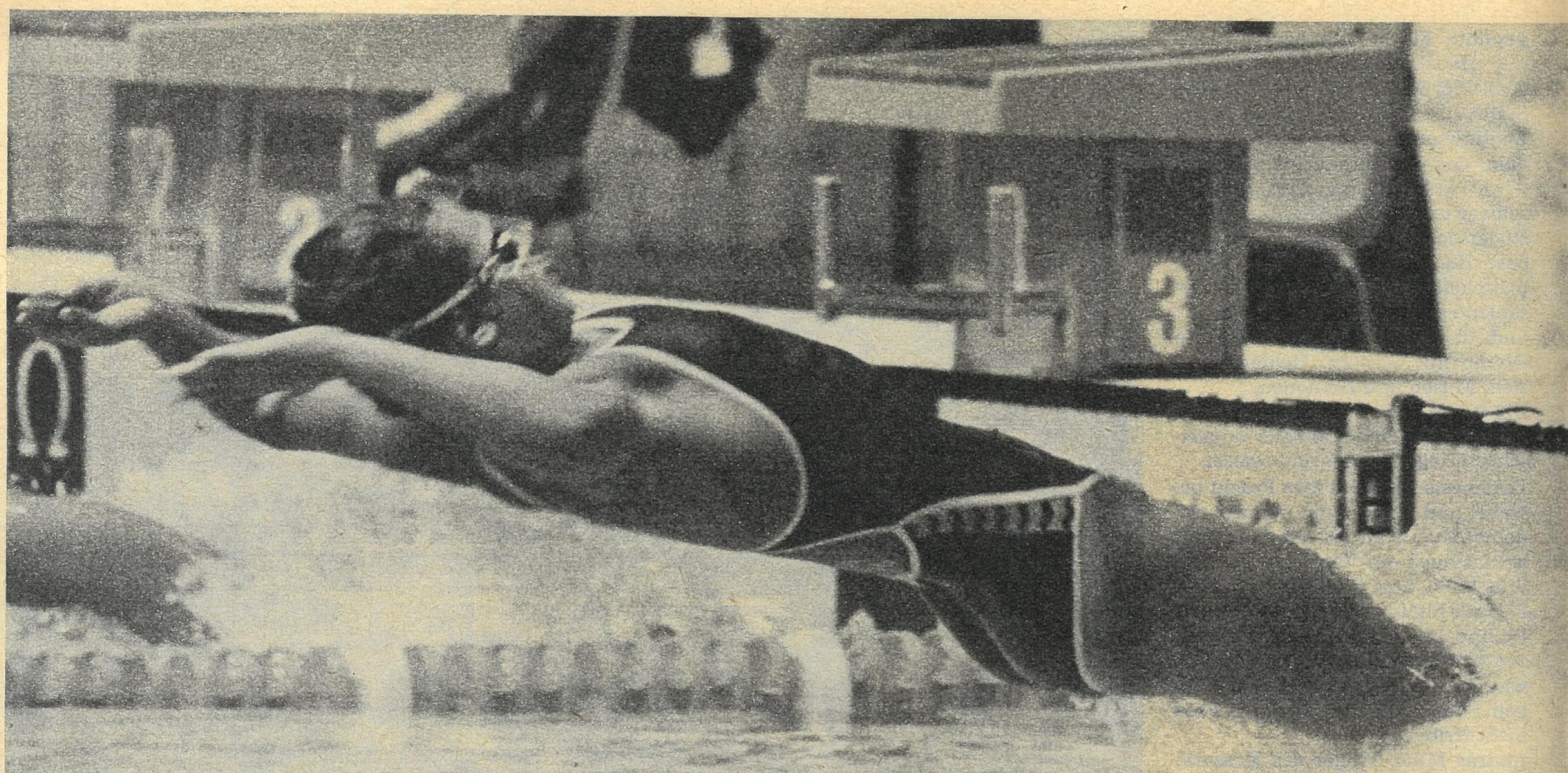
gesamte Fläche der neuen Dreh- und Hebebühne, deren Mechanik vom VEB Sächsischer Brücken- und Stahlbau Dresden kommt, drei Zentimeter dick der Teppich, auf dem das Polstergestühl montiert wird. 1275 Plätze, drei Tonnen schwer und mit 270 Glühbirnen bestückt der Kronleuchter, eine kostbare Handwerksarbeit, 4500 Goldplättchen für die Verzierungen der säulentragenden Logenbalkone ... und über all dem der fröhliche Olymp mit Göttern, Helden, Grazien, Musen und Dämonen.
Die runde Decke ist das Werk von Karoly Lotz, einem Meister ungarischer Allegorie- und Aktmalerei.

Budapests Oper hat ihre Pracht bewahrt und ihren Ruhm immer wieder erneuert, im letzten Jahrzehnt ist das auch ein Verdienst von András Miko, dem Chefregisseur, eine Falstaff-Figur. Wir lernen ihn als Philipp II. kennen, denn wir platzen in die Probe zu „Don Carlos", was ihn bei seinem stimmgewaltigen Disput mit dem Marquis Posa nicht irritiert.
András Miko, Träger des Kossuth-Preises, hat unlängst die ungarische Erstaufführung der Massenet-Oper „Werther" erfolgreich auf die Bühne gebracht und erzählt in wienerisch gefärbtem Deutsch, Massenet habe hier 1884, in der ersten Spielzeit der Oper, selbst dirigiert. Leoncavallo und Humperdinck taten es ihm gleich, 1894 kam dann Puccini zur Aufführung seiner Opern „Manon Lescaut" und „Madame Butterfly", und 1895 stellte Mascagni „Cavalleria rusticana" vor. So wirkten im Laufe der Jahrzehnte in Budapest viele Dirigenten von Weltruf, Gustav Mahler, Arthur Nikisch, Egisto Fango, Sergio Failoni, Wilhelm Furtwängler, Hans Knappertsbusch, Erich Kleiber, und nach 1945 zählten die Mozart-Zyklen Otto Klemperers zu den bedeutendsten künstlerischen Leistungen des Hauses.
Seit jeher verbanden die Budapester mit ihrem Opernhaus Erinnerungen an große Musikereignisse. Richard Wagner wurde mit Ovationen begrüßt, „Lohengrin" war während der Eröffnungssaison 1884 die erste vollständig aufgeführte Oper, und die Pflege seiner Werke gehört zur Tradition, – „A Nürnbergimesterdalnokok" – „Die Meistersinger von Nürnberg" zum Lieblingsstück der Opernfreunde. Und deutschsprachiges Singen ist schon lange erlaubt. Es war bis zur Erringung der staatlichen Unabhängigkeit 1919 verboten, weil man den ungarischen Widerstand gegen das beherrschende Wien beweisen wollte, das galt selbst für gastierende Stars wie Lilly Lehmann, Frieda Hempel, Selma Kurz und Leo Slezak.

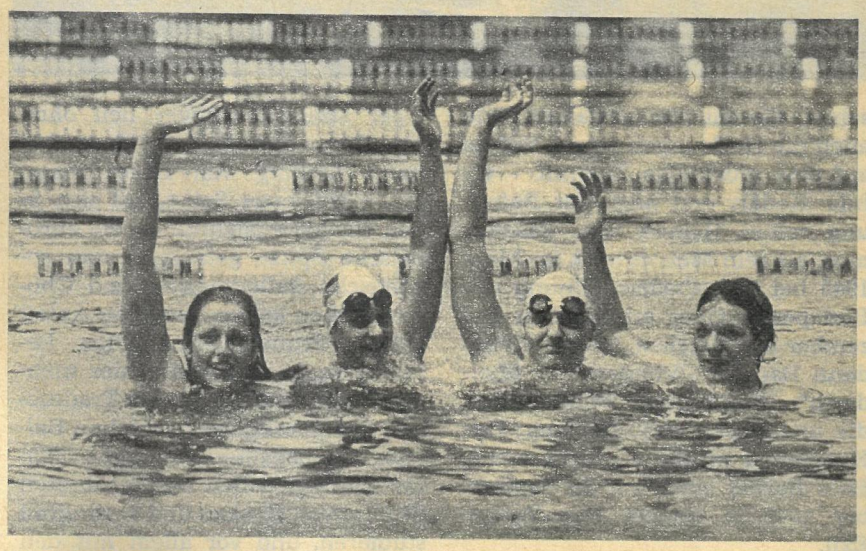
Béla Bartók und sein Freund Zoltán Kodály, herausragende Persönlichkeiten der ungarischen Musik des 20. Jahrhunderts, haben der Budapester Oper zu wundervollen „Festtagen" verholfen, doch Bartók

Das Gebäude des Opernhauses gilt als eines der schönsten Bauten der ungarischen Hauptstadt aus dem 19. Jahrhundert.

hat das Dirigentenpult nie betreten und Kodály erst nach dem zweiten Weltkrieg. Im Mai 1917 wurde Bartóks Tanzspiel „Der holzgeschnitzte Prinz" aufgeführt, ein Jahr später seine Oper „Herzog Blaubarts Burg", doch sein drittes und letztes Bühnenwerk, die Ballettpantomime „Der wunderbare Mandarin", 1924 vollendet, kam nicht mehr auf die Bühne. Das 1920 an die Macht gelangte konterrevolutionäre, profaschistische Horthy-Regime verübelte dem Künstler sein aktives politisches Engagement für die Ungarische Räterepublik. Ähnlich erging es Zoltán Kodály. Zwar wagte man – trotz aller Intrigen – 1926 nicht, dem Publikum die phantastisch-wunderbaren Abenteuer des ungarischen Bauernburschen „Háry János" vorzuenthalten, auch durfte 1932 seine Oper „Die Spinnstube" aufgeführt werden. Eine echte Würdigung seines Werkes „Psalmus hungaricus" hingegen – in dem er sowohl tragische Ereignisse aus der ungarischen Geschichte gestaltete wie auch die Hoffnungen seines Volkes auf eine glückliche Zukunft – erfuhr Kodály erst nach der Befreiung seiner Heimat vom Faschismus, als sein Meisterwerk im März 1945 bei der Wiedereröffnung der Budapester Oper erklang. Im Dezember des gleichen Jahres erlebte dann Bartóks „Wunderbarer Mandarin", inzwischen weltberühmt, die ungarische Uraufführung. Der Komponist erfuhr es nicht mehr. Béla Bartók starb am 26. September 1945 in seinem New-Yorker Exil.
„Große alte Dame Oper" – die Budapester lieben bis heute ihre schwelgerische Ausstattung, den Rausch der Farben, Theatralik und Dekor, dennoch versagen sie zeitgenössischen musikdramatischen Werken nicht ihren Beifall. Jedes Jahr gehört darum ein Premierenabend dem Stück eines Gegenwartskomponisten, und András Mihály, Sándor Szokolay und György Ránki sind den Budapestern ein Begriff. Die Vielfalt des Repertoires heute, sagt András Miko, reicht von Monteverdi bis Gershwin, von Prokofjew bis Brecht und Weill...
Doch der Glanz der Budapester Oper strahlte weniger hell ohne sein Corps de ballet. Das Ensemble unter Leitung von Imre Dozsa, selbst gefeierter Solist, hat sich in den Nachkriegsjahren an die europäische Spitze getanzt, woran sowjetische Ballettmeister und Choreographen keinen geringen Anteil haben. Primaballerina Olga Lepischinskaja vermittelte hier mehrere Jahre lang die großen Traditionen des klassischen russischen Balletts, die begabtesten jungen Tänzer konnten in den weltberühmten Studios von Moskau und Leningrad studieren, und vor allem mit den Aufführungen von russischen und sowjetischen Werken – „Nußknakker", „Schwanensee", „Romeo und Julia", „Die Flamme von Paris", „Gajaneh", „Spartakus" – präsentierte sich ein „wiedergeborenes" ungarisches Ballett im großen Haus der Budapester Oper.
Die Gala ihrer bevorstehenden Wiedereröffnung soll Erinnerungen an die Zeit ihres Anfangs wecken, wie damals werden Ouvertüre und ein Stück aus Ferenc Erkels Nationalopern „Lászlo Hunyadi" und „Bánk Bán" gespielt, und die Budapester werden sich wieder drängen, um das „neue Wunder" ihrer Hauptstadt zu betrachten...



Inas Doppel



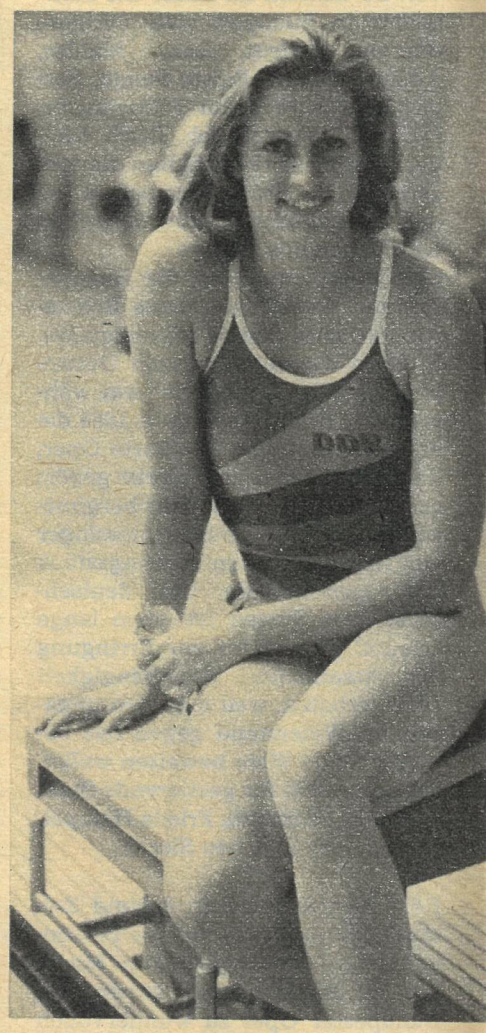
Ein Kleeblatt, das 4× 100-m-Lagen-Weltrekord schwamm (von links): Ina Kleber, Ines Geißler, Birgit Meineke, Sylvia Gerasch

Die neueste Seite der Chronik über das 100-m-Rückenschwimmen der Damen wird sich später einmal lesen wie eine sportliche Fabel. Doch von Mär keine Rede, alles hat sich wirklich zugetragen:

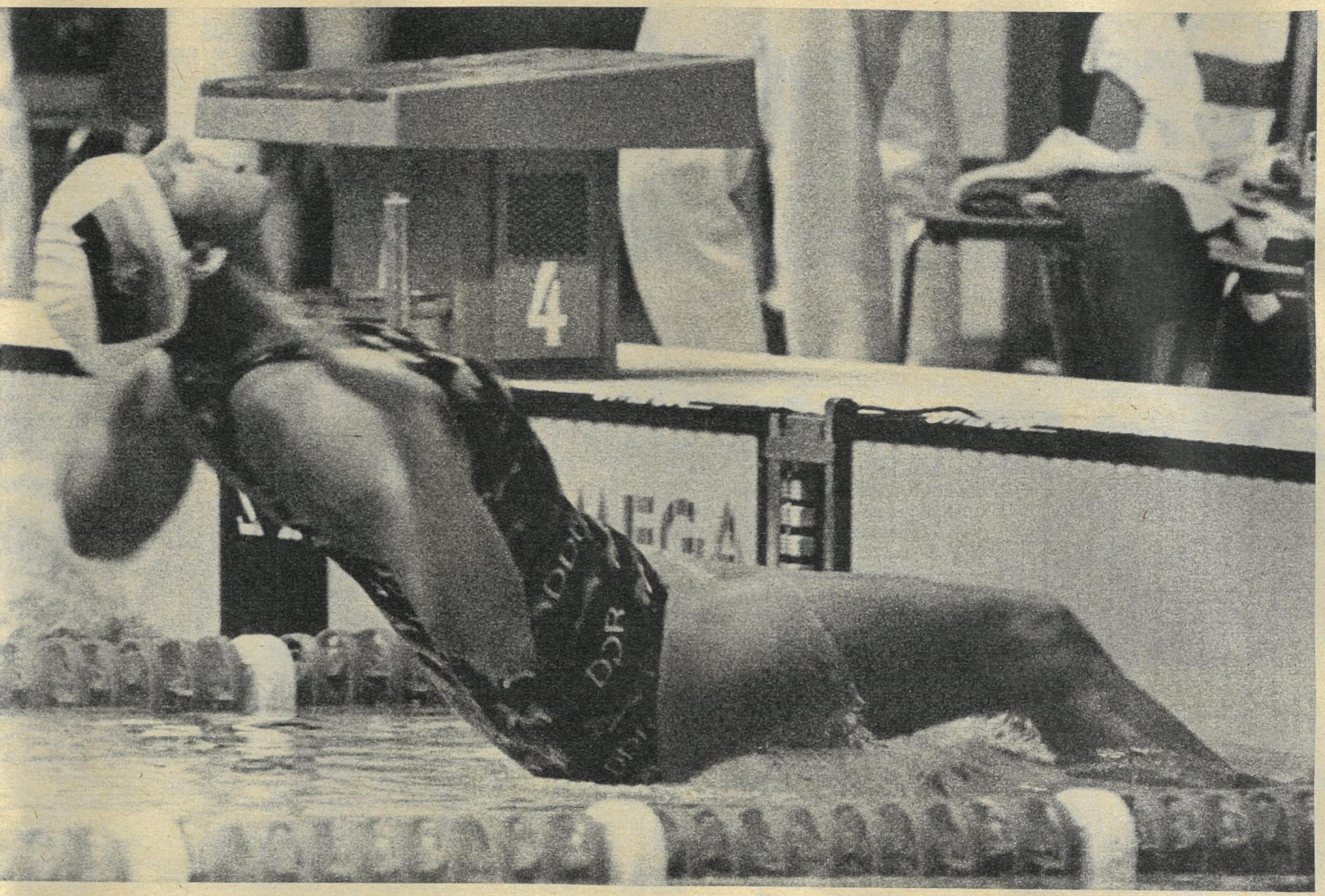
Es waren einmal acht Mädchen aus der DDR, die in der Weltbestenliste aller Zeiten zu den zehn Erstplazierten gehörten. Sieben von ihnen lagen, wie an einer Perlenkette aufgezogen, an der Spitze. Und zu viert hatten sie seit August 1973 vierzehnmal den Weltrekord verbessert, allein neunmal durch die „First Lady" der siebziger Jahre – Ulrike Richter. Am vorläufigen Ende dieser Serie, als nämlich Ina Kleber 1:00,59 Minuten geschwommen war, mußten sich die Damen die Frage gefallen lassen, wann denn die erste 100-m-Rückenschwimmerin auftritt, die nach weniger als einer Minute am Beckenrand anschlägt. Einer namens Kristin Otto war das auf einer 25-m-Kurzbahn sogar schon gelungen. Anfang Januar 1983 hatte sie in Indianapolis nur 59,97 Sekunden gebraucht – aber wegen der drei Wenden (statt einer) konnte dieser Zeit der Segen als Weltrekord nicht gegeben werden.

Sichtbar wurde die Schwelle zur „Traumgrenze" vor allem in Moskau, im Olympiski-Bad am Prospekt Mira. Dort hatte im Juli 1980 Rica Reinisch binnen vier Tagen mit drei Weltrekordleistungen geglänzt: Zuerst als Startschwimmerin der Lagenstaffel, die nach 4:06,67 Minuten gleichfalls noch Weltrekord erreichte. Dann im Vorlauf und schließlich im Finale der Einzelkonkurrenz. Die zuletzt geschwommenen 1:00,86 Minuten hielten vier Jahre lang allen Angriffen stand – bis Ina Kleber kam und an gleicher Stelle wie auch an gleicher Position (als Startschwimmerin) 1:00,59 Minuten erreichte. Als die Staffel mit ihr, der Weltrekord-Brustschwimmerin Sylvia Gerasch, dem „Schmetterling" Ines Geißler und der Kraulerin Birgit Meineke mit 4:03,69 Minuten ebenfalls einen neuen Weltrekord markierte, erwarb dieses Finale das Prädikat einer Neuauflage von Moskau '80 – zweimal Weltrekord in ein und demselben Rennen!

Ina Kleber. Wahl-Erfurterin aus Greiz, wo schon viele gute Schwimmer hergekommen sind. Noch neunzehn Jahre, am 29. September wird sie zwanzig. Ledig noch, aber nicht mehr zu haben – „genau an



Auf dem „goldenen" Startblock



Startsprung zum doppelten Weltrekord: Ina Kleber

meinem zweiten Verlobungstag schwamm ich Weltrekord!“ Olympiazweite 1980 hinter Rica Reinisch, Europameisterin 1981 und 1983 über 100 m Rücken und 4× 100 m Lagen, Vize-Weltmeisterin 1982. Und jetzt Weltrekordlerin mit knapp über einer Minute. Wer sie aber fragt, wann wohl die Minutengrenze falle, bekommt zur Antwort: „Damit wird's wohl noch ein Weilchen dauern.“ So einfach sei das nicht, trotz Kristin Otto in Indianapolis. „Die Weltklasse beginnt nach wie vor bei 1:02...“

Sie ist eine der wenigen, die ohne Schwimmbrille auskommt. So ist sie in Filmen und auf Fotos schnell auszumachen. Es geht ihr wie vielen anderen Schwimmerinnen: In der Staffel ist sie zu besonderen Leistungen fähig. Warum, weiß sie nicht so genau. Ina spricht von der höheren Verantwortung gegenüber den anderen und vom inneren Antrieb, als Startschwimmerin den Nächstfolgenden Siegeszuversicht mit auf den Weg zu geben. Es habe, sagt sie, viele Schwimmer gegeben, die in der Staffel über sich hinauswuchsen. So wie sie.

Die Blumenstadt Erfurt ist eine Hochburg der Rückenschwimmer. Von dort aus regierte einst unumschränkt Roland Matthes, „mein Vorbild, als ich anfing, aus mir etwas zu machen“ (Ina Kleber). Dort bewegten sich mit Riesenschritten auch die 200-m-Weltrekordlerin Cornelia Sirch und Birte Weigang in Richtung absolute Weltklasse. Die starke Konkurrenz im eigenen Club und die ständigen Herausforderungen der Leipzigerin Kristin Otto waren mitentscheidend dafür, daß die Weltbestenliste aller Zeiten eines Tages so aussah wie heute: Acht Schwimmerinnen unter den ersten Zehn, Kleber, Reinisch, Otto und Sirch auf den Rängen eins bis vier, Weigang auf Platz neun! Bei einem so großen Angebot muß man sich mächtig anstrengen, um als Beste von allen zu einem Staffelplatz zu kommen. Nur die Allerschnellste hat eine Chance, denn Schnelle gibt es viele...

Als Ina Kleber auf der Schwelle zur Nationalmannschaft stand, nahm ihre Clubkameradin Sabine Kahle Abschied vom „großen Sport“. Und da geschah etwas, was die „Kleine“ nie vergaß: Sabine schenkte ihr ihren Auswahlschwimmanzug. Das hat Ina als eine Art Verpflichtung betrachtet. Mit ihm fuhr sie 1980 nach Moskau, als olympischer „Neuling“ und wurde Zweite. Der Weg nach oben begann. Jetzt hat Ina den Weltrekord. Und sie änderte ihren Plan: „Ich werde noch ein Weilchen weitermachen...“

H. R. Vollbrecht (Text),
W. Schulze, Ch. Höhne (Fotos)

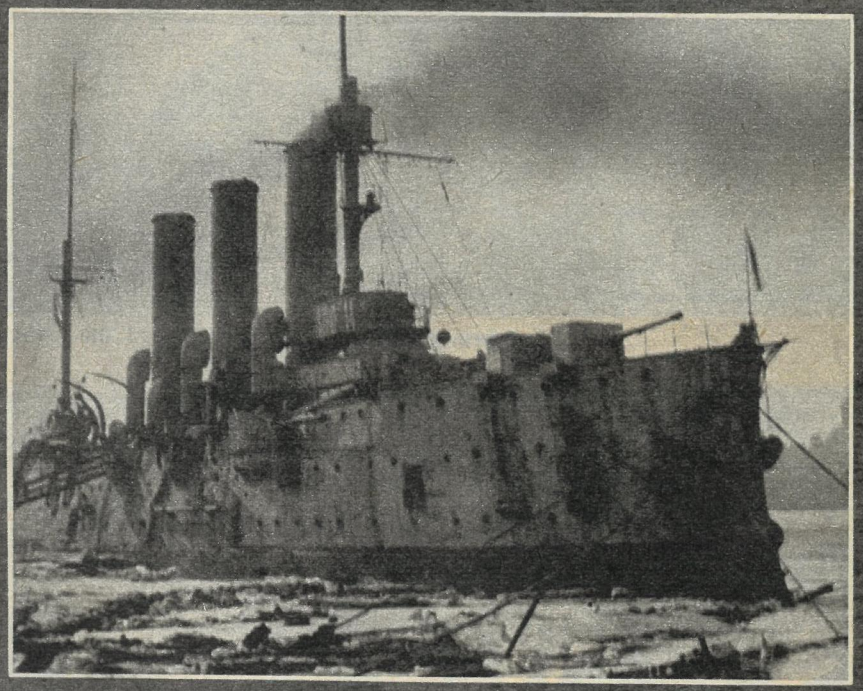
Hohe Ehrung für hohe Leistung: Aus der Hand Erich Honeckers Vaterländischer Verdienstorden in Gold für Ina Kleber

Die zehn weltschnellsten Rückenschwimmerinnen aller Zeiten

1:00,59	Ina Kleber (DDR)	23. 8. 84 Moskau
1:00,86	Rica Reinisch (DDR)	23. 7. 80 Moskau
1:01,13	Kristin Otto (DDR)	24. 5. 84 Magdeburg
1:01,48	Cornelia Sirch (DDR)	17. 6. 83 Gera
1:01,51	Ulrike Richter (DDR)	5. 6. 76 Berlin
1:01,62	Kornelia Ender (DDR)	3. 6. 76 Berlin
1:01,98	Kathrin Zimmermann (DDR)	24. 5. 84 Magdeburg
1:02,01	Carmen Bunaciu (Rumänien)	1. 6. 84 Bukarest
1:02,08	Birte Weigang (DDR)	7. 8. 83 Mulhouse
1:02,18	Anca Patrascolu (Rumänien)	9. 6. 84 Bratislava

Verjüngungskur für einen

Die „Aurora" – ankernd in der Newa. Ihr Bordgeschütz gab das Signal zum Sturm auf das Winterpalais, und ihre revolutionären Matrosen führten kühne Aktionen aus zum endgültigen Sieg der Revolution... 19 Millionen Menschen aus 155 Ländern besuchten seit 1947 dieses schwimmende Museum.



Noch einmal ertönen an diesem 18. August – wie immer, wenn alle großen Uhrzeiger der Newa-Stadt auf 8.00 Uhr springen – die Glasenschläge der Schiffsglocke; ihr Klang weht weithin über Kais, Kanäle und Strom. Noch einmal bläst der Hornist das gewohnte, morgendliche Wachtsignal, das für Kursanten, Ausbilder und Offiziere der „Aurora" den Dienstbeginn verkündet. Noch einmal hallen die Kommandos über die Decks, entfalten sich am Heck die Flagge der Rotbannerflotte und am Bug das rote leuchtende Seidenbanner mit dem fünfzackigen, großen goldenen Stern. Es ist wie an allen Tagen seit dem 27. November 1947 hier am Petrowski-Ufer. Doch alle an Bord wissen: Es ist ein letztes Mal für mehr als tausend Tage. Denn: „Nichts aus der materiellen Welt kann der Zeit widerstehen, alles in ihr wird geboren, erlebt die Jugend und die Zeit der Reife und altert, so auch die ‚Aurora'. Im Sommer dieses Jahres beging sie ihren 84. Geburtstag", resümierte der Leningrader „Prawda"-Korrespondent Gerassimow vor kurzem, als er allen Lesern im Lande die bedeutungsvolle Nachricht verkündete, daß die „Aurora" – Symbol und bleibendes Denkmal des Großen Oktobers – einer gründlichen Restaurierung und Konservierung bedarf.

Schon seit Tagen war der Steg zur Gangway, über den täglich Hunderte an Bord des Kreuzers gingen, geschlossen geblieben. Die letzten Vorbereitungen zur Überführung ins Dock der Leningrader „Shdanow"-Werft beanspruchten alle Aufmerksamkeit. Mit einer gewaltigen Unterwasserexplosion wurde die Sand- und Schlammbank, die sich in Jahrzehnten vor der „Aurora" gebildet hatte, hinweggesprengt. Und dann kamen die Schlepper, der mächtige „Jupiter" voran. Die Trossen wurden losgebunden. Gezogen von 7400 PS glitt der graue Schiffsleib Meter um Meter von seinem Liegeplatz am Bolschoja-Newka-Abzweig ins Fahrwasser des Stroms... Etwa 13 Kilometer stromabwärts ging die Reise der „Aurora", und die hocherhobenen Arme der Newabrücken „salutierten" dem Veteranen wie zum ehrerbietigen Gruß. Denn der Kreuzer – und sein Name – symbolisieren für immer und ewig den Anbruch einer neuen Zeit: Kapitel II der Weltgeschichte...

Im Feuer der Schlachten

Die herausragenden, schicksalhaften Lebensstationen der „Aurora" sind hinreichend bekannt: Kaum in Dienst gestellt, wurde der Kreuzer – samt seiner 570köpfigen Besatzung und der Feuerkraft seiner 32 Geschütze – im Verband einer Flotte nach Fernost beordert; nach 212 Tagen und einer Fahrt über 18305 Seemeilen durch Atlantik, Indik und Pazifik erreichte er Port Arthur, beteiligte sich – Mitte Mai 1905 – an der Seeschlacht der russischen Armada gegen die Japaner, nahe der Insel Tsushima, rettete sich, erheblich angeschlagen, aus dem vernichtenden Desaster. Anfangs des ersten Weltkrieges sicherte er auf Sperrfahrten die Zugänge zum Finnischen Meerbusen, ging 1916 vorübergehend zur Überholung ins Dock und blieb danach am Petersburger Kai. Die revolutionären Matrosen des Kreuzers trugen sich mit ihren Aktionen während des Februaraufstandes und der Vorbereitung zur Oktoberrevolution ruhmvoll ins Buch der Geschichte ein, und am Abend des 25. Oktober (7. November), um 21.45 Uhr, feuerten sie – auf ein Lichtzeichen von der Peter-Pauls-Festung hin – aus dem Bordgeschütz den Blindschuß: das Signal zum Sturm auf das Winterpalais!

Ehrenhaft die weitere Bestimmung des Kreuzers: Er wurde Schulschiff der Roten Flotte. Als die Faschisten gegen Leningrad anstürmten, schlug der Feuersturm auch aus den Geschützen der „Aurora" auf die Angreifer nieder. Aufopfernd kämpften die Verteidiger der Stadt, darunter die Matrosen des Kreuzers, und verteidigten den letzten Brückenkopf auf dem Südufer – Oranienbaum (heute Lomonossow), hielten ihn bis zum siegreichen Gegenschlag der Sowjetarmee. Der Kreuzer hatte in diesen Schlachten unzählbare Wunden davongetragen; allein an einem einzigen Kampftag waren Schiffswand und Decks von mehr als 200 Geschossen durchbohrt worden; seine Besatzung hatte ihn, im Flachwasser des Meerbusens, auf Grund gesetzt – und feuerte weiter aus allen verfügbaren Geschützen. Heroisch durchstand die „Aurora" die neunhundert Tage der Belagerung von Leningrad.

Denkmal – für alle Zeit!

Schwimmend fuhr der legendäre Kreuzer jetzt seinem zeitweiligen „Ankerort" entgegen, schwimmend wird er eines Tages zu seinem Platz am Petrowski-Ufer zurückkehren; total erneuert, originalgetreu rekonstruiert. Alle, von verschiedenen Seiten aufgekommenen Überlegungen, die „Aurora" unter einer gigantischen Pavillonkuppel oder gestützt von mächtigen Pontons beziehungsweise stahlummantelt, das heißt ähnlich wie in einem Dock, für kommende Generationen zu bewahren,

Veteranen

Für mindestens 300 weitere Jahre soll die „Aurora“ – schwimmendes Denkmal der Revolution – zuverlässig schwimmfähig bleiben. Jetzt wurde sie vom Liegeplatz am Petrowski-Ufer der Newa in die Leningrader „Shdanow“-Werft geschleppt.

Urenkel der Helden: Kursanten der „Nachimow“-Schule beim Bootstraining im Fahrwasser der Großen Newka. Die „Aurora“ (im Hintergrund) ist Flaggschiff der sowjetischen Rotbannerflotte.

wurden letztlich verworfen. Er bekommt seine beiden Steuerbordanker wieder, erhält die Aufbauten, Bestückung der Geschütze von einst, behält seine aus Bronze gegossenen Vor- und Achtersteven, wird sich überhaupt in seiner einstigen Silhouette zeigen. Der Unterwasserteil des Rumpfes aber verlangt eine rigorose „Operation“. Denn die durch Granattreffer vielfach zernarbte Wandung – zwölf Zentimeter starke Stahlplatten, nach seinerzeitiger Schiffbauweise außen verstärkt durch angeschraubtes Teakholz und darauf befestigte Kupferplatten – war, kurz nach dem Krieg, von innen mit einer Art „Schutzhemd“ ausgegossen worden: 250 Tonnen Eisenbeton, zwischen sechs und zehn Zentimeter dick. Aber auch dieser innere Panzer hat die voranschreitende Korrosion nicht aufhalten können – im Gegenteil: durch Risse und Eigenkorrosion zum Teil noch verstärkt. Dieses Ballastes wird der Kreuzer nun entkleidet – und vom Kiel hoch schweißen ihm die Schiffbauer eine neue Haut – aus ungefähr dreißig Zentimeter dickem, speziell oberflächenbehandeltem Sonderstahl. Dennoch: die „Aurora“ soll wieder so aussehen wie am 7. November 1917. Im Gespräch mit Journalisten drückt der stellvertretende Leiter des „Aurora“-Rekonstruktionsprojektes Prostjakow die Gewißheit der Experten aus: „Das wird nach unseren Berechnungen die Schwimmfähigkeit der Aurora für mindestens 300 Jahre garantieren… Die Aurora wird nach drei Jahren an ihren Liegeplatz zurückkehren, und dann auf ewig.“ *Helmuth Reich*

Fotos: Lothar Willmann (2), Archiv (1)

FREIE WELT — Serie 1

Herzchirurgen arbeiten an der Grenze zwischen Leben und Tod. Jeder Eingriff erfordert von ihnen ein Höchstmaß an Wissen, Erfahrung, geistiger Konzentration und physischer Stärke. Was einen Chirurgen bewegt, vertraute der bekannte sowjetische Herzspezialist Nikolai Amossow (Fotos) seinem Tagebuch an, aus dem FREIE WELT Auszüge veröffentlicht.

Prothesen für das Herz

Um vier Uhr morgens beginne ich dieses neue Buch über mein Leben. Schon lange hatte ich mich im Bett von einer Seite auf die andere gedreht, trotz Schlafmittel lag ich wach.

„Sie glaubt an mich…"

Ich muß an die gestern operierte Patientin denken, der es schlecht geht. Mit Mühe halte ich mich zurück, in der Klinik anzurufen, denn ich fürchte die Auskunft: „Sie ist tot."

Ich sehe sie vor mir stehen: Dorfschullehrerin, dreißig Jahre, bereits ein halbes Jahr arbeitsunfähig.

„Die Operation ist gefährlich, sehr gefährlich sogar. Zwei künstliche Klappen müssen eingenäht werden."

Die Lippen zusammengepreßt, am ganzen Körper gespannt, entschied sie sich für den Kampf mit dem Schicksal. „Operieren Sie. Ich fühle, daß ich es nach einem Aufschub nicht mehr schaffe. Sie sind meine Hoffnung."

Sie glaubt an mich… Wenn ich doch selbst überzeugt wäre. „Sagen Sie es Ihren Angehörigen. Die Operation findet in drei Tagen, am Donnerstag, statt."

Aus ihrem Leben weiß ich soviel, wie für meinen Entschluß vonnöten ist. Nichts darüber hinaus. Nicht die Seele berühren vor der Operation. Im Hintergrund müssen ihr Mann und ihre Kinder bleiben, der kranke Vater, die Schulklasse, die sie nach den Winterferien verlassen mußte, als sie schon nicht mehr arbeiten konnte. Das hat alles Zeit für später… Wenn…, ja wenn…!

Fürs erste genügt mir die Krankengeschichte. Insuffizienz (Schwäche – d. Red.) der Aortenklappe, Verengung und Insuffizienz der Mitralklappe (linksseitig gelegene zweizipflige Herzklappe – d. Red.), deren starke Verkalkung. Vergrößerte Leber fast bis zum Nabel trotz harntreibender Mittel und dreimonatiger Behandlung auf der Inneren Abteilung. Atemnot sogar in Ruhelage. Sie aber gibt sich munter: „Haben Sie keine Angst, ich bin noch kräftig. Sogar die Wäsche mache ich selber, allerdings nur im Sitzen."

Die Röntgenaufnahmen: stark vergrößertes Herz, der linke Schatten reicht fast bis an die Rippen. Spezialuntersuchungen bestätigten die Diagnose und ergaben nur sehr geringe Reserven des Herzmuskels. Allerdings für eine Operation noch zulässige Werte.

Das ist alles schon Vergangenheit. Ich schreibe, um mich abzulenken. Im Kopf hämmern die vielen Warum ohne Unterlaß. Woher kommt der hohe venöse Druck, warum fließt kein Urin, warum erwacht sie nicht? …Larissa, die diensthabende Schwester auf der Intensivstation, sagt: „Herzinsuffizienz." Aber warum? Das quält mich immer wieder: Wieso schaffte es das Herz trotz seiner drei Klappenfehler vor der Operation immerhin noch schlecht und recht, und jetzt, da diese Fehler beseitigt sind, diese Schwäche? Verstell dich nicht. Du weißt doch, daß du die physiologischen Untersuchungen, die auf diese Fragen antworten könnten, nicht durchführen konntest. Es gibt auch Beispiele in anderen Kliniken, wo bessere Ergebnisse erreicht werden…

Fünf Uhr. Bald muß ich aufstehen.

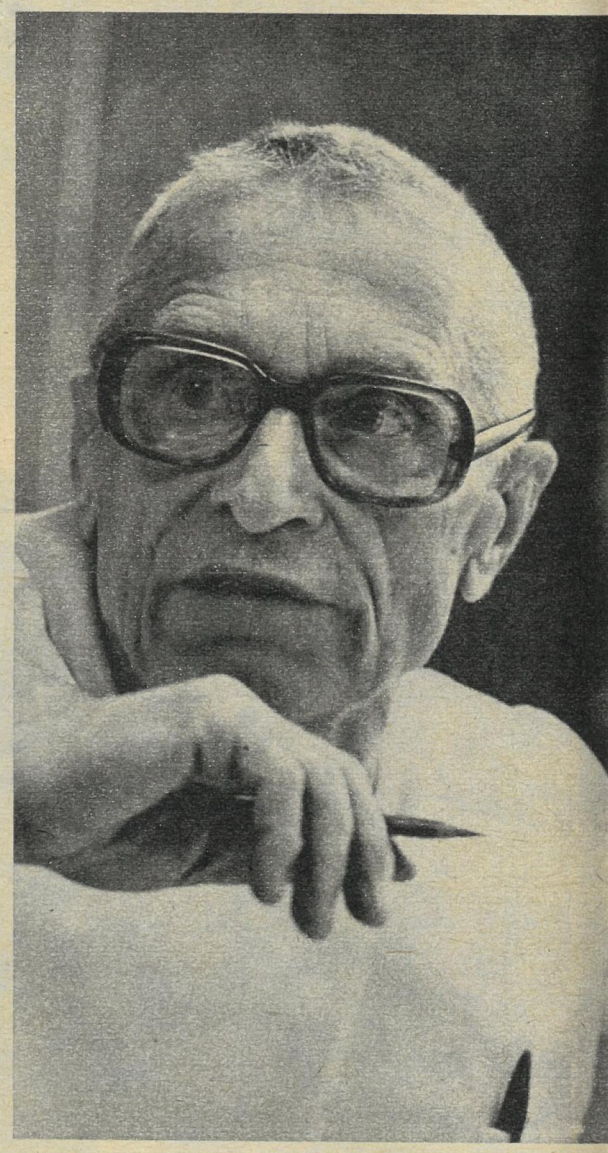
„Die Klappen müssen ersetzt werden."

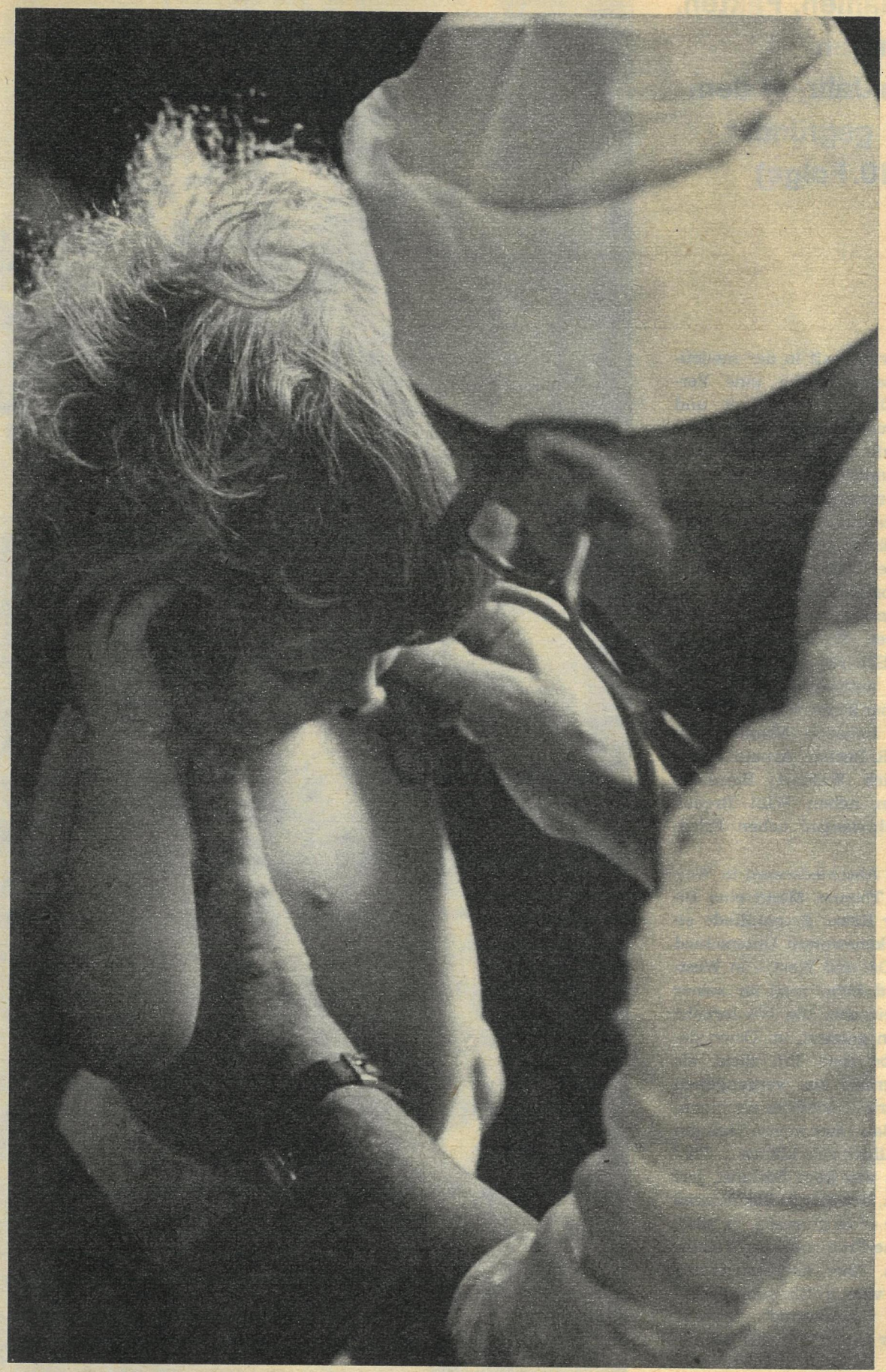
Die Operation war gut verlaufen. Die Assistenten taten ihre Pflicht. OP-Schwester Ljubotschka Wesselowskaja ging mir mit präzisen Bewegungen zur Hand. Es ist mir immer angenehm, sie an meinem rechten Ellenbogen zu spüren. Allein der Anästhesist flößte mir kein Vertrauen ein – zu selbstsicher, der Bursche. An der Herz-Lungen-Maschine arbeitete Witja Maximenko, ein Kenner seines Fachs, schreibt außerdem seine Dissertation…

Neben den zwei erwarteten Herzfehlern stellte sich ein dritter ein – Verengung und Insuffizienz der Trikuspidalisklappe (rechts gelegene dreizipflige Herzklappe – d. Red.). Das läßt sich leicht beheben. Ich habe dafür eine Methode gefunden, eine ausgezeichnete, das sage ich der Selbstbestätigung halber. Zwei Klappen ersetzte ich durch Prothesen – die Aortenklappe und die Mitralklappe. Prothesen mit bezogenem Gerüst, um Thrombosebildung zu vermeiden – auch meine Erfindung. Der künstliche Blutkreislauf (die Herz-Lungen-Maschine) arbeitete nur 105 Minuten, das ist nicht zuviel. Alles war ohne den geringsten Fehler ausgeführt worden. Die Assistenten verschlossen den Brustkorb, ich war bereits gegangen. Arterieller Druck – 120, der Urin begann zu tröpfeln…

Als ich jedoch eine Stunde danach auf die Intensivstation kam, um nach der Patientin zu sehen, war sie noch nicht erwacht. Arterieller Druck niedrig, venöser – hoch, keine Urinproduktion, kein Anzeichen von Erwachen… Hat mich der überhebliche Anästhesist doch reingelegt: ließ mich nicht rufen… Ich bin einfach nicht in der Lage, alles für alle zu machen. Dann peitscht mich der Gedanke: Wenn du kein Zutrauen hast, sitz gefälligst selbst bei deinem Patienten. Oder laß das Operieren… Diese inneren Monologe quälen mich ohne Ende. Ewig streiten die zwei Seelen in meiner Brust… Und jetzt lassen mir die Bilder des vergangenen Tages keine Ruhe. Früh, bevor ich die Patientin in den OP bringen ließ, hatte ich ihre Angehörigen zu mir gebeten. Grausame Realität: Der Kranke stirbt, sie aber bleiben zurück. Sie müssen wissen, was man dem Patienten selbst nicht sagen kann, weil man ihn nicht mit der Wahrheit umbringen darf…

Drei Leute traten in mein Zimmer. Voran eine hagere, ältere Frau in altmodischem Jackett mit der Medaille des Helden der Arbeit am Revers. Ihr folgten zwei Männer. „Ich bin die Tante. Das sind der Mann und der Bruder der Patientin." Sie sehen mich voller Vertrauen an, und ich fühle mich nicht wohl dabei. Meine Gedanken: Nehmen Sie sie mit und lassen Sie mich in Ruhe. – Doch wie lange wird sie ohne die Operation noch zu leben haben?





Die Klappen müssen ersetzt werden. Wenn nicht, wird sie vielleicht noch bestenfalls zwei Jahre leben. Ihr Allgemeinzustand wird sich immer mehr verschlechtern und eine Operation dann nicht mehr möglich sein, ja, unmöglich.

Nach der Operation, wenn alles gut gegangen ist, wird sie sich durchaus befriedigt fühlen und sogar arbeiten können. Leider ist der Eingriff sehr gefährlich. Ich erkläre, warum.

„Ich habe keine wundertätigen Mittel in Reserve."

Am selben Tag abends.

Das Wunder ist nicht eingetreten. Heute morgen beim Schreiben hatte ich tief im Innern doch noch eine kleine Hoffnung: „Vielleicht ist sie plötzlich erwacht?" Auch das war schon vorgekommen.

Als ich zu meinem Arbeitszimmer ging, traf ich im Vorraum Ärzte aus der Intensivstation. Ich fragte sie nicht, wie es dort aussieht. Wozu auch? Gleich werde ich es beim Morgenrapport erfahren. Nur keine Hektik. Der Tod liebt keine Hast. Der gewöhnliche Morgenrapport. Heute wird nicht operiert, es ist Freitag, der Tag der Referate, Vorträge, Visiten – meine und die der leitenden Ärzte –, Klinikuntersuchungen. Die Operateure berichten über ihre gestrige Arbeit – kurz, emotionslos, kritisch. So, wie es ein für allemal eingeführt wurde.

Auch ich sprach über meine Operation und über die Umstände, die sie herbeigeführt hatten. Dem Anästhesisten machte ich Vorwürfe, doch nicht zu sehr – schließlich war ich nicht sicher, daß er einen Fehler begangen hatte.

Der Vortrag des Diensthabenden erschien mir zu optimistisch: Der arterielle Druck hätte sich wohl etwas erhöht, der venöse sei gefallen, Urin werde auch etwas produziert... Nur, daß keine Anzeichen von wiederkehrendem Bewußtsein vorhanden waren. (Vielleicht ist doch nicht alles verloren?)

Als ich nach dem Rapport die Intensivstation betrat, sah ich sofort: Es steht sehr schlecht.

Das Gesicht aufgedunsen und bleich (sie hatte leuchtend rotes Haar, eine in der Ukraine seltene Farbe...)

Natascha Worobjowa, heute Oberschwester auf der Intensivstation, berichtete: „Der Druck hält sich nur unter hohen Arzneidosen, seit acht Uhr morgens keine Urinproduktion, die Analysen sind sehr schlecht. Hirnkoma."

Ich habe keine wundertätigen Mittel in Reserve. Die umfangreiche Erfahrung spricht: Aus! Künstliche Beatmung und Arzneien können die Agonie vielleicht noch auf einige Stunden ausdehnen. Das ist sogar notwendig. Für die Angehörigen ist es leichter, wenn sie ihre Hoffnungen langsam verlieren...

Am liebsten hätte ich alles hingeworfen und wäre nach Hause gegangen. Aber ich tat es nicht. Ich ging zu Jakow Abramowitsch, um die Patienten für die Operationen in der nächsten Woche auszuwählen. Seine Abteilung heißt „Rehabilitation", weil sie für die Nachbehandlung der Operierten und die Wiederherstellung ihrer Arbeitsfähigkeit vorgesehen ist. Dafür gibt es ein Sanatorium außerhalb der Stadt. Aber hauptsächlich werden in der Abteilung Patienten behandelt, die mit erneuter Herzschwäche nach früheren Eingriffen hergekommen sind. Sie ist eigentlich die Innere Abteilung unserer Klinik, denn die Hälfte der Patienten bedarf einer zweiten, einer Reoperation. So kommt es, daß sich hier die schwersten Fälle zusammenfinden.

In der Abteilung gibt es zwei Chirurgen – Kolja Dozenko und Serjosha Didenko. Sie machen „geschlossene Kommissurotomien" (instrumentelle Sprengung verengter Herzklappen – d. Red.), ich aber ersetze Klappen durch Prothesen. Das sind die kompliziertesten Eingriffe.

Die bevorstehenden Operationen wählte ich schweren Herzens aus.

Über den Hof verließ ich die Klinik. Die Angehörigen waren nicht in mein Zimmer gekommen, sicher hatten die behandelnden Ärzte alles gesagt. Ihnen sei Dank.

Die Patientin starb in der Nacht zum Sonnabend. Es gab eine Autopsie. Der Pathologe zeigte das Herz zum Morgenrapport am Montag. Alles war richtig gemacht worden. Todesursache: Herzinsuffizienz, schlechter Herzmuskel. Das Gewicht des Herzens übertraf das Normalgewicht um das Dreifache. Du kannst dich also beruhigen. Schuld allein ist die Krankheit...

(Gekürzt aus „Nauka i shisn")

Im nächsten Heft
Zweifel beim Rapport

Fotos: L. Scherstennikow, TASS

IM RÜCK-SPIEGEL

Bilder, Namen, Fakten, Erinnerungen aus dem Jahr, in dem die DDR gegründet wurde (10. Folge)

Mit gemischten Gefühlen – gesteht Thomas Mann im Sommer 1949 Londoner Journalisten – werde er nach sechzehn Jahren zum erstenmal wieder deutschen Boden betreten. Lange hat er gezögert. Goethes zweihundertsten Geburtstag zu feiern, ist nun wohl der ihm gemäße Anlaß, will der Vierundsiebzigjährige die alte Heimat noch einmal wiedersehen. Er fährt zunächst nach Frankfurt am Main, empfängt den Goethe-Preis und als Beigabe Stapel von Briefen voller Drohungen und Anpöbeleien – weil er seinerzeit dem faschistischen Deutschland den Rücken kehrte und weil er seinen Besuch in Weimar angekündigt hat. Selbstverständlich hat er auch eine „schlechte Presse". Aufdringliche Reporter versuchen, ihn in die antikommunistische Ecke zu treiben: Wie er denn heute den Faschismus beurteile? Und wie den Kommunismus? Thomas Mann weiß, was sie hören wollen. Er sagt das Gegenteil: Faschismus und Kommunismus seien unvergleichbare Größen, Faschismus sei „nihilistisch", und er habe ihn „mit tödlichem Haß gehaßt", Kommunismus dagegen strebe danach, humanistische Ideale zu verwirklichen.

Aus diesem Klima antikommunistischer Hysterie kommt Thomas Mann nach Weimar, empfängt auch hier den Goethe-Preis, aber natürlich keine Drohbriefe, vielmehr Verständnis, Respekt, Zuneigung (unser Bild: Thomas Mann, vorn zweiter von rechts, rechts neben ihm Johannes R. Becher, vor dem Weimarer Nationaltheater). Der Autor der „Buddenbrooks" und des „Doktor Faustus" – die in der Ostzone noch nicht erschienen sind, weil der westdeutsche Verleger die Lizenz verweigert – erlebt ein Land, das sein Verhältnis zu den Werten humanistischer Kunst und zur deutschen Emigrantenliteratur, also auch zu dem Werk des willkommenen Gastes, nicht mehr zu ordnen braucht.

Wenige Monate zuvor hat die Deutsche Wirtschaftskommission, gegründet 1947 zur Koordinierung der Volkswirtschaft in der sowjetischen Besatzungszone, eine Verordnung über Wissenschaft und Kultur beschlossen, die, neben der Reorganisation und Erweiterung der Akademie der Wissenschaften und der Umwandlung der Vorstudienanstalten in Arbeiter-und-Bauern-Fakultäten (ABF), auch die Vergabe der Nationalpreise regelt. Von 98 Vorschlägen bleiben nach der Diskussion 35 Kandidaten in der engeren Wahl, unter ihnen vierzehn Schriftsteller, fast ausnahmslos antifaschistische Emigranten, aber keineswegs nur Kommunisten, Heinrich Mann neben Johannes R. Becher, Arnold Zweig neben Erich Weinert, Bernhard Kellermann neben Willi Bredel, Lion Feuchtwanger neben Friedrich Wolf.

Auf einem Abschiedsessen in Weimar zieht Thomas Mann eine Bilanz seiner Reise: Er empfinde einen bemerkenswerten Unterschied zwischen Ost und West – in Westdeutschland habe man in seiner Person gleichsam die Wiederkehr alter Zeiten gefeiert, im Osten dagegen habe man ihn nicht als „Mummelgreis" aus vergangenen Tagen begrüßt, sondern als einen, der beim Bau einer neuen Welt ein wenig behilflich sein könnte... Thomas Mann war kein Sozialist, das wußte man, bevor er in die Ostzone kam. Wäre er es gewesen, er hätte den Goethe-Preis nur in Weimar bekommen. Aber er bewies, daß sein Wort vom Antikommunismus als der Grundtorheit unserer Epoche für ihn mehr war als ein politisches Bonmot, nämlich eine praktikable Verhaltensregel. Und die antifaschistische Ordnung im deutschen Osten bewies schon damals, daß sie bereit und fähig ist, auch Gesprächspartner, die über Politik, Philosophie und Religion anders denken als Marxisten, zu respektieren und als Verbündete zu akzeptieren, wenn es um den Frieden und die Zukunft dieser Welt geht.

Jürgen Jessel

Foto: Thüringer Bilderdienst

FUNDSACHEN

Einreiseverbot – Gegen die „ewigen Feinde des Friedens" wendet sich Thomas Mann in einem Protesttelegramm, als das Außenministerium der USA westeuropäischen und südamerikanischen Delegierten der Weltfriedenskonferenz der Geistesschaffenden in New York die Einreise-Visa verweigert.

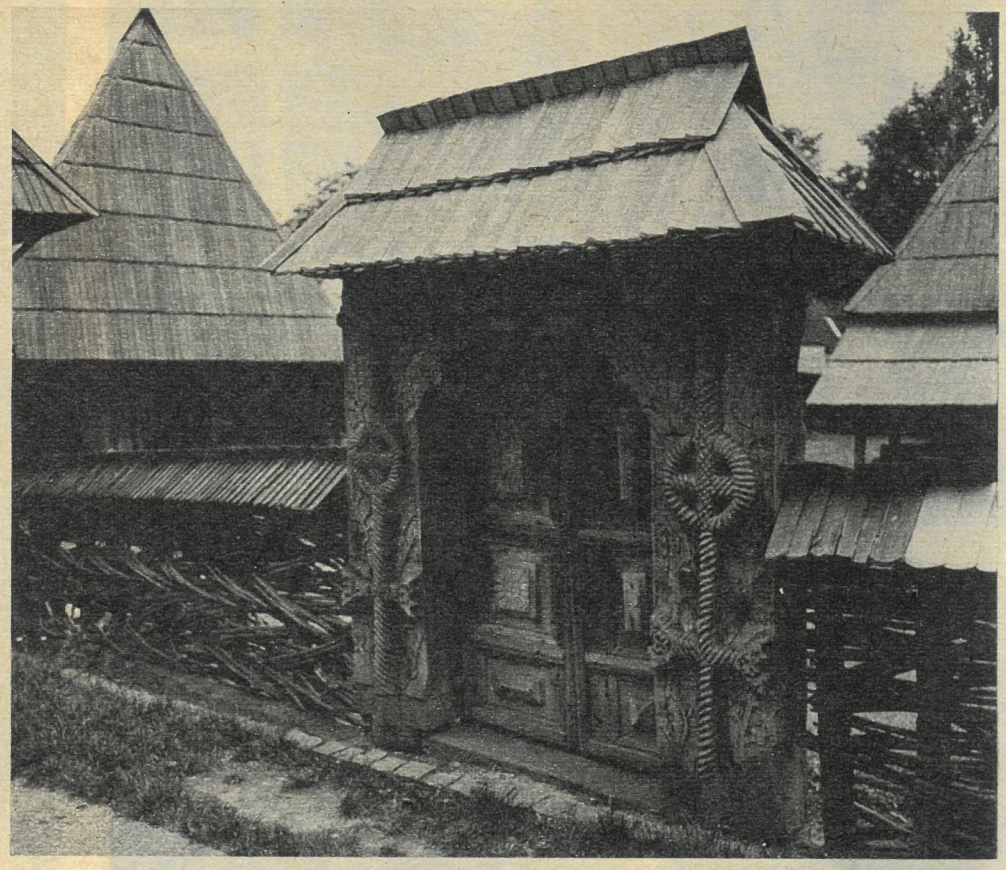
Intelligenzförderung – Die Verordnung der Deutschen Wirtschaftskommission über die Erhaltung und Entwicklung der deutschen Wissenschaft und Kultur beschließt unter anderem die Verbesserung der materiellen Bedingungen für Wissenschaftler, Techniker und Kulturschaffende, Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses und die Schaffung einer Deutschen Akademie der Künste.

Preisspende – Thomas Mann teilte in Weimar mit, daß er die mit dem Goethe-Preis verbundene Geldsumme für die Wiederherstellung der Herder-Kirche in Weimar zur Verfügung stellt.

Dankbrief – „Ich habe zu sagen, daß diese Auszeichnung die auffallendste meiner Laufbahn ist", schreibt Heinrich Mann in einem Brief, mit dem er sich für die Verleihung des Nationalpreises bedankt.

Filmfestspiele – Die DEFA beteiligt sich mit den Filmen „Affäre Blum" und „Grube Morgenrot" am 4. Internationalen Filmfestival in Mariánské Lázně.

Bilanz einer Reise



Stille liegt über den Gehöften. Kein Zuruf erschallt von Tür zu Tür, kein Hahn kräht, verstummt sind Lied und Pfiff des Hirtenjungen. Wer am Rande der Hauptstadt Bukarest das „Museum des Dorfes" mit den Häusern aus allen Landesteilen, der einzigartigen Sammlung von Möbeln, Arbeitsgerät und Kleidungsstücken besichtigt, muß sich die Geräusche des bäuerlichen Daseins hinzudenken. Ausgenommen einige Sonntage...

Sie kommen von den grünen Hügeln der Moldau, des östlichen Stammlandes der Rumänen: Dorfleute, die vor großstädtischem Publikum – Kennern und ahnungslos staunenden Spaziergängern – ein Programm zu bieten haben, das alles andere ist als eine „Bühnenschau". Nichts gegen die Darbietung professioneller, am Konservatorium geschulter Interpreten der Volkskunst – hier auf dem unebenen Dorfplatz musizieren und tanzen Männer und Frauen, von denen man den Eindruck hat, daß sie eben den Heurechen aus der Hand legten. Würdig-ernst drehen sich die Paare, zart schwebt der Klang der Rohrflöten über den Schindeldächern. Buntfarbig wie ein Beet im Bauerngarten der Anblick der Trachten, der bestickten Blusen und schweren Wickelröcke.

Der hagere Alte, dem abseits am Zaun keine Bewegung der Tänzer entgeht, ist der rechte Mann für einen sachverständigen Kommentar. Umringt von lauschenden Zuhörern, erläutert er in der Pause den Ursprung der schmückenden Motive, die sich in Spuren zurückverfolgen lassen bis zu den fernen Zeiten der illyro-thrakischen Vorfahren der Balkanbewohner. Geometrisch stilisiert erscheinen Köpfe von Stieren und Pferden, Blumen

oft als Rhomboide und Menschen als Ketten von Figuren, die einander die Hände reichen. Der Nadelbaum gilt als Symbol der Beständigkeit, eines langen, glücklichen Lebens; deshalb ziert in den Karpaten ein Fries aus Tannenästchen die Jacke des verheirateten Mannes und die Bluse der Frau.

Bei vieler Gelegenheit wird noch getanzt im rumänischen Dorf – zu Neujahr beim Umzug über die Felder mit Pflug und weißem Ochsen, zum Kehraus des Winters unter dem Geklapper der „Capra", des ziegenähnlichen Fabeltiers, beim Auftrieb der Herden zur Sommerweide. Es gibt den bunten Reigen sowie Reihentänze für Männer und für Frauen. Die jungen Burschen wetteifern in der Kunst des freien Überschlags mit dem Bergstock oder im Gürteltanz, wobei der Nebenmann an seinem Ledergurt hoch in die Luft gestemmt werden muß. Krone der rumänischen Nationaltänze ist die Hora, die mit feierlich-gemessenem Schreiten beginnt. Wenn dann der Kreis sich schneller dreht, farbige Funken sprühend wie ein Feuerrad zur Sonnenwende, kann es sein, daß auch der Fremde hineingezogen wird in den wilden Wirbel. Zur Belohnung darf er anschließend bei der Pereniza dabeisein und seine Tänzerin küssen, kniend auf einem Tüchlein…

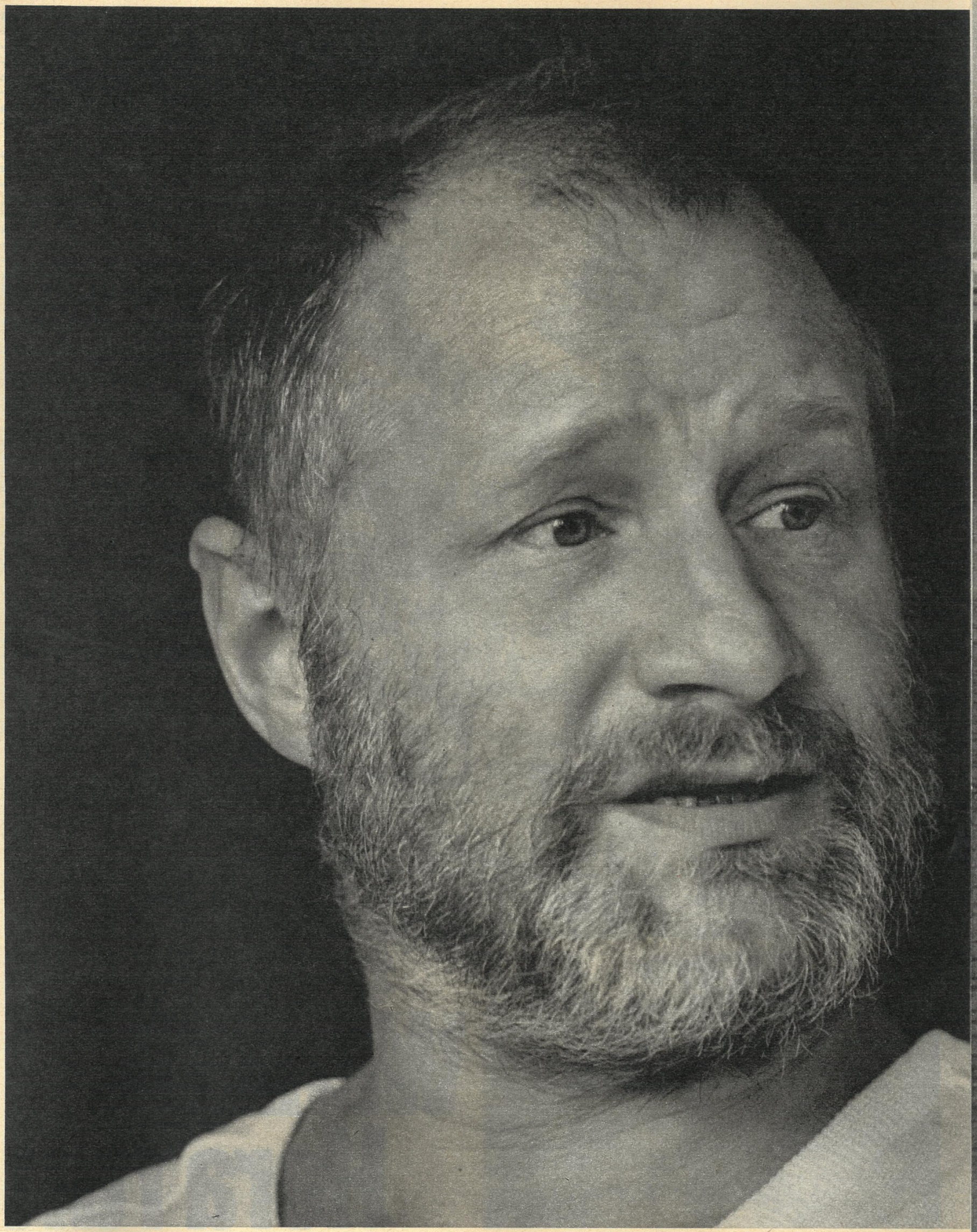
Nicolae Popa, der betagte Erzähler am Gartenzaun, ist ein berühmter Künstler aus der Gegend von Neamț. Er lädt die Umstehenden nach seinem Dorf Tirpești ein, wo die Jugend beim winterlichen Mummenschanz die von ihm nach alten Vorbildern aus Wolle und Werg gefertigten Masken ans Licht bringt. Neugier erwecken die Orden auf seiner Brust; aus der Nähe weisen sie lauter friedliche Symbole auf – Lyra, Notenschlüssel und Holzmeißel, verliehen für Mühen auf dem Felde der Kultur. (Ansichten des Museums: oben – geschnitztes Hoftor aus der Bergregion Maramureș, unten – halb in die Erde gebaute Fischerhütte vom Donaudelta).

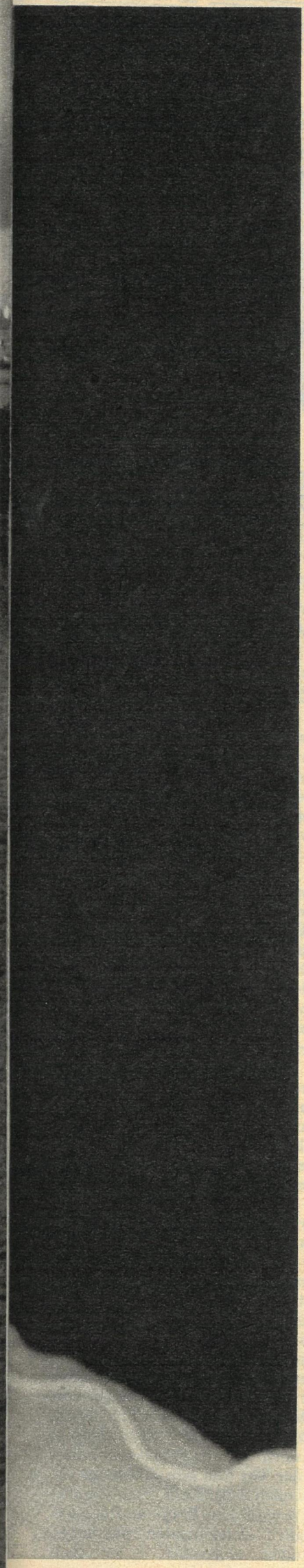
Hans Frosch (Text)
Lothar Willmann (Fotos)

Unter den Bäumen des Herăstrău-Parks — ein Fest im Museum

Wenn die Hora ruft

☆Das Gesicht





Erlebte und erfahrene Zeit, das ist das Antlitz eines Menschen. Was drückt es, betrachtet man es genau, nicht alles aus? Spiegel des Charakters, der Jahre, des Lebens. Keine Spur, keine Linie, kein Schatten ohne eigene Geschichte. In loser Folge zeigt FW Gesichter, die in der fünfunddreißigjährigen Entwicklung der DDR nachhaltig das Gesicht unserer sozialistischen Nationalkultur mitprägten und mitprägen.

Ekkehard Schall

„Mein Mädchen hat eine große Brust./ Was macht sie damit?/ Da muß etwas, da muß etwas geschehen…“ singt Schall, er bietet seinen dritten Brecht-Abend an, nennt ihn „Fragen – Klagen – Antworten“. Hat da Lieder, Songs, Gedichte aus verschiedenen Schaffensperioden des Dichters zu einem aufregenden, herausfordernden Anderthalbstundenprogramm ohne Pause zusammengefügt. Und wenn man meint: ja, das kennst du doch schon – bringt er dir eine überraschend neue Sicht, veranlaßt Mit-, Nach- und Überdenken, schafft dem Publikum Vergnügen wie sich selbst. „Beim ersten Abend war ich noch nicht sehr mutig. Da ging ich lieber auf Nummer Sicher…“ Jetzt braucht er nicht viel Requisiten, einen hölzernen Sessel, ein paar Fotoposter, um elegant, lässig, betroffen oder frech, zärtlich, hassend, mitunter auch ganz beiläufig, Haltungen zu zeigen. „Dabei versuche ich, das Empfinden und individuelle Schicksal von Menschen zu konfrontieren mit der Welt von Gefahren um sie herum, die aber auch eine Welt ist, in der es das Glück gibt. Bei Brecht steht: ‚Glück ist Hilfe‘, und Hilfe ist die Voraussetzung jeder Art von Liebe, Freundschaft, Solidarität, von gemeinsamem Kampf und gemeinsamem Fortschritt“. Zu bewundern ist seine Intensität, sein Ausdrucksreichtum. Seine Gesten sind sparsamer geworden, nichts Grelles mehr, geblieben ist seine Leidenschaft, sich aus eigener Erfahrung heraus mitzuteilen. Schall „blättert“ in Brecht, es ist der Abend eines großen Schauspielers.

Tags drauf sitze ich ihm in seinem Buckower Haus gegenüber, wo er ist, wenn er Zeit dazu hat, in den Ferien, an spielfreien Wochenenden. Alle Anspannung ist gewichen, er gibt sich leger. Vorm Fenster ladet der Schermützelsee zum Bade. Der Hausherr genießt diese Aussichten ebenso wie die Zigarre, die Zwischenbemerkungen seiner Frau Barbara und mag es, über seine Arbeit zu reden. Mehr als vierzig Rollen, darunter sind nicht wenige, mit denen Schall ein Stück Theatergeschichte unseres Landes gemacht hat. Erfolge auch in vielen Ländern mehrerer Kontinente mit eigenen Abenden wie mit dem „Berliner Ensemble“. Mit ihm gastierte er letztens im Moskauer Puschkin-Theater. Das war dann elf Tage lang ausverkauft für „Galilei“, den „Kaukasischen Kreidekreis“, die „Mutter Courage“. Erfolg, sagt Schall, sei schön, er sei um so schöner, je vielfältiger, überraschender er sich äußere. Im Puschkin-Theater gäbe es einen Mittelgang, durch den die Zuschauer nach vorn laufen können, um näher an die heranzukommen, die ihnen gefallen haben. Moskaus Publikum beobachte und werte Schauspielkunst genau, und der Schauspieler werde geliebt, wenn er sich ganz einbringt. Sie wären also gefordert und ordentlich auf Touren gebracht worden. Er sei dankbar dafür gewesen.

Aber nichts Ungewöhnliches könne er über seinen Werdegang erzählen. Mit fünfzehn etwa hätte er angefangen, parallel zum Schulunterricht an der Magdeburger Schauspielschule gelernt. Hat dagestanden in kurzen Hosen und gewaltig gesprochen: „Heute sollst du sehen, was Lydien vermag…“ Er lacht in sich hinein. Nach zwei Jahren, 1948, bekam er ein Zeugnis, worin bescheinigt wurde, daß er nun ein Schauspieler sei. „Unterschrieben hat's Ferdinand May, das war der Vater von Gisela May.“ Dann machte er Bühnenerfahrungen in Frankfurt/Oder. Don Carlos, Mortimer, Märchenkönig, Operettenbuffo, der Schall ging los, expressiv! Der Schall bewarb sich dann in Zeitz, wo der Indendant nach dem Vorsprechen ihm sagte: „Sie kommen aus Frankfurt/Oder, und da wollen Sie gleich nach Zeitz?“ Er wagte sich sogar nach Berlin, wo er in Robert Tröschs „Neuer Bühne“, danach im Maxim Gorki Theater engagiert wurde. Später wird er sich Haare und Brauen blauschwarz färben, um im Theater Brechts die Rolle des jungen Spaniers José in „Die Gewehre der Frau Carrar“ zu bekommen. Es klappt, und er spielt als Partner von Helene Weigel, Erwin Geschonneck, Norbert Christian und anderen. Ein Senkrechtstart? Alle einschlägigen Publikationen datieren 1952 sicher zu Recht als eigentlichen Beginn seines unaufhaltsamen Aufstiegs, „aber Brecht“, sagt er, „hat mich erstmal runtergemacht. ‚Sie Hofschauspieler! Sie Jungsiegfried!‘.“ Erinnerung an Brecht als Lehrer? „Seine Nähe war anstrengend oder abstoßend, und die Richtung, die er wies, traf nicht immer meine Bereitwilligkeit, ihr zu folgen. Nachträglich komme ich zu der Meinung, von Brecht viel gelernt zu haben, und ich sehe ihn im Vergleich zu anderen Persönlichkeiten als überragend an.“ Enttäuschungen, Irrtümer eingeschlossen, mit Energie und Intellekt rang der Schauspieler Schall um neue gestische Ausdrucksmittel, nichts mehr augenblicklicher Inspiration überlassend, um reale Verhaltensweisen genau darzustellen. Er absolvierte viel körperliches und anderes Training. Keine Schonung bis an die Grenzen seiner Möglichkeiten. Typisch für seine Arbeit an einer Rolle „ist die Einbeziehung aller Mittel vom Tänzerisch-Akrobatischen bis hin zum Clownhaften, mit denen er seine Figuren in Widersprüchen aufbaut und kritisch demontiert“, heben Fachleute hervor. Nach dem Gefreiten Hörder in „Die Winterschlacht“ von Johannes R. Becher, 1955, nach dem Revolutionär Alexej in Wischnewskis „Optimistischer Tragödie“, 1958, gelangt er mit der Titelrolle in Brechts „Der aufhaltsame Aufstieg des Arturo Ui“ zu erstem internationalem Ruhm. Entgeht dabei anfänglich nicht der Gefahr – trotz Nationalpreis – daß sich der Blick mancher auf ihn verengt, daß mancher denkt, mehr ist nicht drin… Widerlegt das mit Leistungen: Coriolan, Woyzeck, Puntila, Azdak, Galilei, Gau Dsu, um nur einige Höhepunkte sozialistisch-realistischer Schauspielkunst zu nennen. Gute Rollen sind für ihn solche, durch die er sich lernend selbst veränderte. Mit dem Ui habe er, 1930 geboren, auch ein Teil dessen bewältigt, was ihn noch direkt betroffen und stark beschäftigt hat.

Die Buckower Idylle täuscht, Textbücher liegen in Reichweite. „Volpone“ spielt er demnächst im TiP, danach in Shakespeares „Troilus und Cressida“ am Schiffbauerdamm den Persites. Gedanken gibt es an zwei weitere Vortragsabende und vielleicht auch für ein Buch… „aber der Bart kommt wieder ab!“

Ursula Weil (Text)
Peter Meißner (Foto)

Unverständnis und Bosheit ziehen immer engere Kreise um das bis dahin glückliche Ehepaar. Die Gesellschaft ist noch nicht reif für die kühnen und doch so einfachen Ideen des Károly Burián. Der bis dahin allseits geachtete Obermeister und Familienvater nimmt sich einen jungen Untermieter in die Mansarde seines eigenhändig errichteten Heims. Als seine über alles geliebte junge Ehefrau beichtet, daß sie dessem hilflos traurigem Blick nicht widerstehen konnte, wehrt sich Burián gegen die Pflichten des gehörnten Ehemannes. Er, der zeit seines Lebens für Gerechtigkeit focht, zieht in einen neuen Kampf für gleichberechtigte wahre Liebe – frei jeglicher Ausbeutung und moralischer Unterdrückung. Doch Kämpfe fordern Opfer…
Wir veröffentlichen einen Auszug aus dem neuen Roman von Ákos Kertész „Haus mit Mansarde", der in Übersetzung von Jörg Buschmann im Aufbau-Verlag erscheint. In grotesker Zuspitzung eines Dreiecksverhältnisses behandelt er aktuelle Probleme der Partnerbeziehungen, der Suche nach moralischen Normen des Zusammenlebens.

Eines Abends, wenige Minuten nachdem die Lampen erloschen waren, hob der Obermeister, während er Erzsikes feinen Atemzügen lauschte und ihm süße Düfte entgegenströmten, den Arm, um die junge Frau mit der gewohnten Bewegung des langjährigen Ehemannes an sich zu ziehen, um ihr Haar, ihre Lippen, die seidige Beuge ihres Nackens zu küssen, um seine Hand über ihre schwellenden Brüste gleiten zu lassen, doch da, als er in der mechanischen Geste die Verinnerlichung des Besitzanspruches empfand, mit der er die Frau haben, sie zu der Seinen machen wollte, wie einen Gegenstand, da hielt sein Arm auf halbem Wege inne, denn ihm wurde bewußt, Erzsike hatte ihn nicht erkennen lassen, daß auch sie nach ihm Verlangen spürte, und womöglich dachte sie in ebendiesem Moment an Pali Göncöl, vielleicht wollte sie gerade jetzt ihn an ihrer Seite haben, immerhin würde es sich recht merkwürdig ausnehmen, wenn sie plötzlich aufstand, die knarrende Treppe zur Mansarde hinaufstieg und, nachdem sie und der junge Mann sich beiderseits der Liebe erfreut hatten, sich wieder zu ihm ins eheliche Bett legte. Der Obermeister schämte sich, daß er um ein Haar gegen seine Grundsätze verstoßen hätte, und er grübelte darüber nach, ob Erzsikes Gleichberechtigung, die von ihm verkündete menschliche und weibliche Freiheit allein ein durch die Luft entweichendes Wort bleibt, während er mit Erzsike in einem Bett schläft, anders ausgedrückt, solange die dringlichen Voraussetzungen für diese Freiheit nicht verwirklicht sind. Bis dahin kann sie nur in seiner Abwesenheit und heimlich mit dem jungen Mann zusammensein, also ist sie in einer kaum vorteilhafteren Lage als andere Frauen auch, die ihre Männer traditionell als Eigentum betrachten. Die Masern hingegen gaben, während Erzsike zwangsläufig im Kinderzimmer schlief, dem Obermeister die allereinfachste Lösung in die Hand: wenn Erzsike auch weiterhin allein im Kinderzimmer schläft, kann sie frei verfügen – falls sie einmal keine Lust verspürt, allein zu schlafen –, mit wem sie die Nacht verbringen will. Zur nicht geringen Überraschung Buriáns nahm Erzsike die Idee nicht so dankbar und begeistert auf, wie er es erwartet hätte, sie zuckte mit den Achseln und sagte, wir werden sehen, da sie sonst aber keinen Einspruch geltend machte, ging Burián zur Tagesordnung über, sich damit beschwichtigend, daß es bei jeder Neuerung Leute gibt, die sich dagegen sträuben, gewöhnlich gerade jene, derentwegen die Neuerung zustande kommt. Er erachtete es für unwichtig, Göncöls Meinung dazu einzuholen, schließlich war er es, der zugunsten von Erzsikes Freiheit den traditionell noch gültigen Rechten des Mannes und Familienoberhauptes entsagte, und daß Erzsike sich ausgerechnet in Pali Göncöl verliebt hatte (ein ganz klein bißchen), ja, das war des jungen Mannes Glück; somit war er der einzige, der hier im Namen einer zeitgemäßeren Moral ein Opfer brachte. Dieser Gedanke, wenngleich das gemeinsame Lager ohne sie kalt wirkte und Burián die kalte Leere neben sich schmerzlich empfand (hier, wo er acht glückliche Jahre hindurch Erzsikes warmen, duftenden, seidigen Körper hatte spüren können), erfüllte den Obermeister mit einem fragwürdigen Stolz.
Und dann senkte sich die Nacht herab.
Die erste Nacht, in der Erzsike allein schlief, seit die Kinder wieder gesund waren. Burián nahm an jenem Abend statt der üblichen zwei Flaschen Bier deren vier zu sich, um sich am Hopfensaft die nötige Bettschwere anzutrinken und Schlaf zu finden, vier Flaschen, nicht mehr und nicht weniger, damit er, falls Erzsike vielleicht doch noch nachts in sein Bett kam, nicht völlig benebelt war, aber trotz der zwei Liter Bier in seinem Bauch lag er so wach wie wohl nie zuvor. Er lag, die muskulösen Arme hinter dem Kopf verschränkt, unbeweglich auf dem Rücken und lauschte den in der Stille zerfließenden Geräuschen: ein leises Rascheln, Klappern, Knacken, Schleifen, Pochen; nie hätte der Obermeister gedacht, daß in einer stillen Herbstnacht, wenn kein Wind am Schließmechanismus von Fenster und Tür rüttelt oder im Schornstein heult und kein Regen gegen die Scheiben schlägt, sein Haus so voll von rätselhaften Lauten wäre. Burián vermochte das metallische Knaken des auskühlenden Zentralheizungsrohres vom Knacken des Holzes im Schrank oder vom Krachen des Bettes unter Göncöl, auf dem sich der junge Mann da oben ruhelos herumwarf, genau zu unterscheiden, er hörte deutlich, wie Pali aufstand und in der Mansarde auf und ab ging, Burián wußte genau, in welcher Richtung, dann knackte der Schalter der Leselampe, jetzt schaltete Göncöl das Licht an, jetzt machte er es aus, Burián sah es durch einen Spalt des nachlässig heruntergelassenen Rollos auf dem nackten Stamm des Baumes vor dem Haus, auf dem der aus der Mansarde fallende Lichtschein bald erschien, bald wieder verschwand. So scharf, wie der Obermeister die von oben herabdringenden Geräusche vernahm, so klar verstand er auch die in ihnen verborgenen Botschaften, es erging ihm wie Erzsike in jener bereits ausführlich besprochenen Nacht, da Göncöl in ihr Haus gekommen war und Burián von allem nichts, aber auch gar nichts gehört hatte. Schließlich drang von oben das Geräusch der sich öffnenden Tür an sein Ohr, die Eichenholztreppe ächzte auf, verstohlene Schritte bewegten sich von oben nach unten (also geht nicht Erzsike hinauf, sondern Göncöl kommt herunter!), ein Weilchen später vernahm Burián leises Wasserplätschern aus der Küche, darauf abermals das Knarren der Treppe, den Geräuschen nach zu urteilen, diesmal von unten nach oben (Göncöl war also nicht zu Erzsike gegangen, er hatte bloß Durst gehabt), und so verfolgte der reglos daliegende Obermeister jede Bewegung seines Untermieters, bis jener sich endlich wieder ins Bett fallen ließ. Später hörte er auf den Dielen das feine Schlurfen von Erzsikes Pantoffeln, Burián stockte der Atem vor geballter Wachsamkeit, doch Erzsike ging an seiner Tür vorbei, ihre Schritte rauschten auch am Treppenaufgang vorüber, in der Küche wurde hantiert, dann wanderte Erzsike wieder in ihr Zimmer zurück.
Burián wollte gar nicht wissen, was im Haus geschah, er wollte jene Geräusche nicht hören, doch was immer er auch dagegen unternahm, die Stimmen der Nacht dröhnten in seinen Ohren, wie von tausend Watt starken Lautsprechern verstärkt. Insgeheim hätte es ihn gefreut, wäre Erzsike ins Zimmer gekommen und hätte sich zu ihm gelegt, an ihren alten Platz, wo der Obermeister schmerzhaft die Leere empfand, die Erzsikes Fehlen hinterließ. Aber er konnte nicht aufstehen und zu ihr gehen; denn was würde geschehen, wenn dies Göncöl gleichzeitig in den Sinn kommt und sie sich vor Erzsikes Tür treffen, oder der Junge hört nicht, daß er schon bei Erzsike ist, und öffnet die Tür und überrascht sie dort, oder er rüttelt zumindest an der Tür (die sich allerdings abschließen läßt)? Doch auch von dieser praktischen Frage und der womöglich entstehenden peinlichen Situation abgesehen – er kann

Ákos Kertész

Der Schmetterling

Illustration: Gerhard Bläser

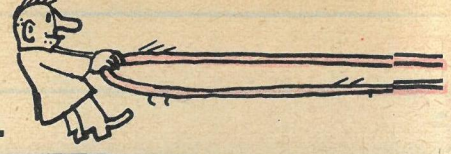
nicht den Anfang machen, denn wo bliebe die Freiheit der Wahl, die er Erzsike überlassen will. Burián wartete also taten- und regungslos.

Göncöl hingegen in seiner Mansarde, just über dem Kopf des Obermeisters, lag nicht auf dem Rücken wie dieser, sondern auf der Seite, krampfhaft zusammengekrümmt (wie wenn er Bauchgrimmen hätte), die Fäuste zwischen die Knie gezwängt. Er wälzte sich auf den Bauch, dann drehte er sich auf die andere Seite, dann begannen ihm die Zähne zu klappern, und er zog sich die Bettdecke bis unters Kinn, dann brach ihm der Schweiß aus, und er warf die Decke von sich, dann stopfte er sich das Kopfkissen unter den Nacken, dann drückte er es sich aufs Gesicht, dann knipste er die Lampe an, versuchte zu lesen, dann machte er die Lampe aus, dann ging er wieder auf und ab, dann – obwohl er sich vor dem Schlafengehen ordentlich die Zähne geputzt hatte – verspürte er jenen beißenden schlechtschmeckenden Belag im Mund wie in der ersten Nacht, als er hier eingezogen war, und er ging hinunter, ein Glas Wasser zu trinken. Im Gegensatz zu Burián hörte Göncöl fast überhaupt nichts, da er selbst viele Geräusche machte, immerhin hörte er es, wenn Erzsike unten umging, dann erstarrte er jedesmal zur Reglosigkeit. Er wartete nicht einmal insgeheim auf Erzsike, ja er wäre wohl zu Tode erschrocken, hätte die Holztreppe zur Mansarde unter Erzsikes Tritten zu knarren begonnen, denn gewiß wäre dies auch Burián nicht entgangen, und Göncöl hätte nicht einmal den Gedanken zu ertragen vermocht, mit Wissen seines älteren Freundes und Wohltäters hier in der Mansarde, mitten in der Nacht mit Erzsike zusammenzusein, selbst wenn sie sich nur unterhielten, wenige Meter über dem Bett Károly Buriáns. Göncöl quälte sich einfach nur, weil er weiß, Erzsike KOMMT SOWIESO NICHT, nicht einmal, wenn ihr Mann schläft (sofern er überhaupt schläft), doch gleich, ob er wach ist oder nicht, er ist im Haus, und Buriáns Anwesenheit aus seinem verstörten Bewußtsein zu vertreiben, ist Göncöl nicht imstande. Und schon weiß er nicht mehr, was ihn schmerzhafter peinigt: daß er sich hier oben auf durchgeschwitzter einsamer Bettstatt herumwirft oder daß auch Erzsike da unten allein schläft, vielleicht wäre es das beste, wenn er hörte, wie sich Erzsike zum Obermeister schleicht, dann empfände er eine quälende Lust darüber, daß wenigstens sie beide glücklich waren. Denn verliebt, das war hier nur er allein! Die Liebe brannte ihm mit aller Höllenpein in Seele und Herz und in seinen geschwollenen Hoden. Für Erzsike war er nur ein netter Junge, ein Spielkamerad, ja ein Spielzeug, das sie ein wenig bedauerte, ein wenig vielleicht sogar liebte, doch selbst die ungezügeltste Phantasie, die dünkelhafteste Wunschvorstellung vermochte ihm nicht vorzugaukeln, Erzsike könne ihn, Pál Göncöl, den Habenichts, den Wandergesell, den Neurastheniker und willensschwachen Kerl (wäre er es nicht, er hätte sich hier längst aus dem Staub gemacht) irgendwann gegen Károly Burián eintauschen!

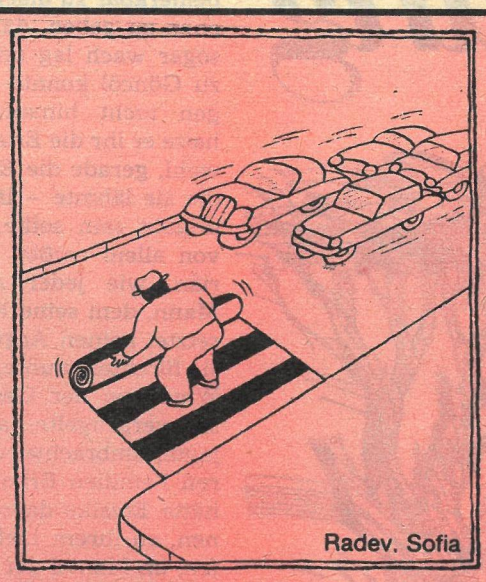
Aber auch Erzsike hatte offenbar keine geruhsame Nacht, was schon daraus hervorgeht, daß sie gleichfalls dreimal aufstand, dreimal hinaus in die Küche ging und mit dem Geschirr herumhantierte. Im Hause des Obermeisters schliefen allein die Kinder friedlich den Schlaf der Gerechten, Sanyi und Klein Ági, welche ihre Unschuld davor bewahrte, die Verwicklungen in der Welt der Erwachsenen zu erfühlen. Erzsike, und auch das wissen wir schon, hatte die neueste Idee ihres Mannes nicht mit einhelliger Begeisterung aufgenommen, sie empfand es keineswegs als erniedrigend, mit ihrem Mann im Ehebett zu schlafen, sie konnte darin keine Zwangssituation erkennen, es stand ihr ja frei zu entscheiden, ob sie dem Verlangen ihres Mannes nachgab oder nicht (Burián war, solange Erzsike ihn kannte, noch nie gewalttätig geworden, und wenn sie ihre für Pál Göncöl empfundene Liebe hin und wieder durch eine körperliche Erfüllung zu krönen wünschte, dann hätte sich hierfür in jenen Wochen, da ihr Mann tagsüber arbeitete und Göncöl zur Spätschicht mußte, der Vormittag recht gut geeignet. Kurzum: Erzsike war nicht eben entzückt, wenn sie daran dachte, daß sie von Fall zu Fall entscheiden sollte, mit welchem der „Jungs“ sie die Nacht verbrachte. Auch sie hörte, wie Göncöl umherwanderte und wie ihr Mann aufs Klosett ging, auch sie stand auf, um sich bemerkbar zu machen, um ein Zeichen zu geben, daß sie da war, ja sogar wach lag und wartete, aber zu Göncöl konnte sie Buriáns wegen nicht hinaufgehen, umsonst hatte er ihr die Erlaubnis erteilt (jawohl, gerade die Erlaubnis war es, die sie lähmte – lähmte, daß alles erlaubt sein sollte, daß ihr Mann von allem wußte; denn wenn Burián, wie jeder andere normale Mann, dem seine Frau Hörner aufsetzte, keinen Argwohn hegte und sie fürchten mußte, daß er, wenn er Wind von der Geschichte bekam, sie verprügelte, aus dem Hause jagte, umbrachte, wie es bei besseren Familien Brauch war – nichts hätte Erzsike davon abhalten können, zu ihrem Liebsten zu schlüpfen, im Mantel der Nacht, jedes Risiko auf sich nehmend; gewiß, in diesem Falle wäre das Risiko nicht so groß gewesen, denn wie alle rechtschaffenen, selbstzufriedenen Männer würde auch der Obermeister brav neben dem erkalteten Lager seines Frauchens die Nacht durchschnarchen), Erzsike jedoch wußte genau, daß Burián nicht schlief, und es würde dem Ärmsten wenig behagen, wenn er hörte, wie sein Frauchen gerade jetzt und ausgerechnet über seinem Kopf..., daß sie statt seiner Göncöl gewählt hatte, da auch er auf sie wartete und sie auch zu ihm gehen könnte... Dies zu wissen hätte Erzsikes empfindsames, liebendes Herz nicht ertragen, ebendarum konnte sie aber auch nicht zu Burián gehen, denn der arme Junge da oben lag wach. Auch er erwartete sie; und da nun Erzsike gleichermaßen Verantwortung für die Jungs empfand, sie beide in ihr an Liebe reiches Herz geschlossen hatte und keinen kränken wollte, wartete sie also, ihre Sehnsucht niederringend, mit trotzig zusammengebissenen Zähnen, wartete und wartete – und schlief nicht.

Natürlich behauptet der Chronist nicht, von nun an hätte niemand mehr im Hause Buriáns geschlafen; denn nach einiger Zeit taten die durchwachten Nächte das Ihre: unsere Helden sanken, nach Stunden erregten Wartens auf ihrem einsamen Lager, in tiefen Erschöpfungsschlaf (was sie träumten, weiß niemand, darüber lassen sich keine Angaben machen, wir können nur ahnen, daß es keine leichten, erholsamen Träume waren), wir behaupten nur, daß jenes Gefühl der Liebe, das die erwachsenen Bewohner in diesem Haus aneinander band, infolge der übereilten Maßnahmen des Obermeisters, in ein platonisches Gefühl ausartete. Auch er selbst spürte, daß sich die Ereignisse nicht in jeder Hinsicht nach seinen Vorstellungen entwikkelten, daß Erzsike sich ihm gegen-

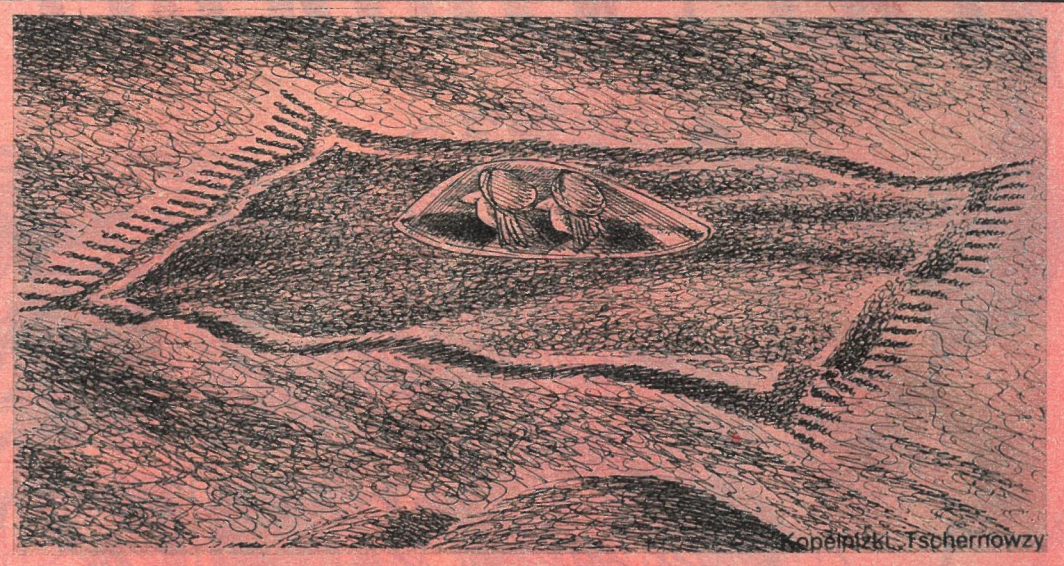
Fortsetzung Seite 41



Webfehler: **Ein Liebender sieht die Fehler der Geliebten erst, wenn das Verrücktsein vorüber ist.**

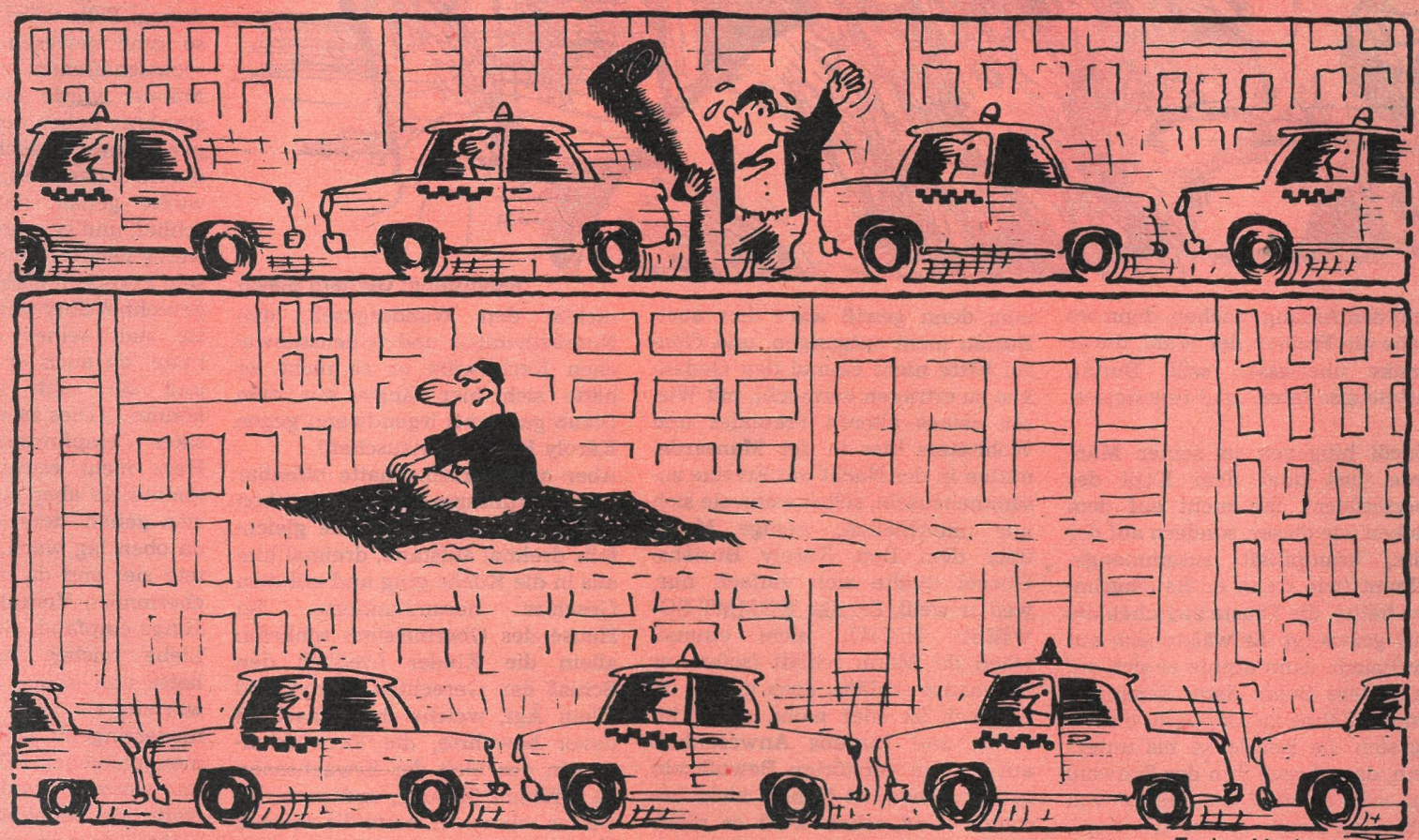


Radev. Sofia

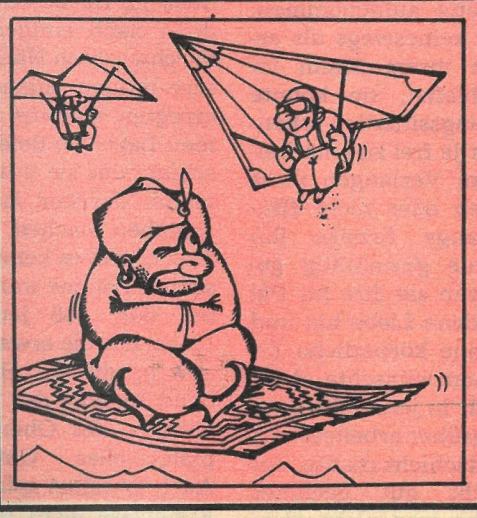


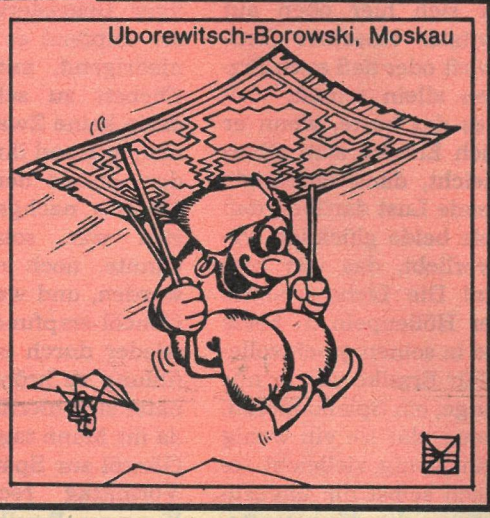
Kopelnitzki, Tschernowzy

Knüpferei: **Eine Beziehung, die keine Bewegung zuläßt, ist aufgelöst, ehe sie geknüpft wird.** ***Mottenfraß:*** **Vertrauen**

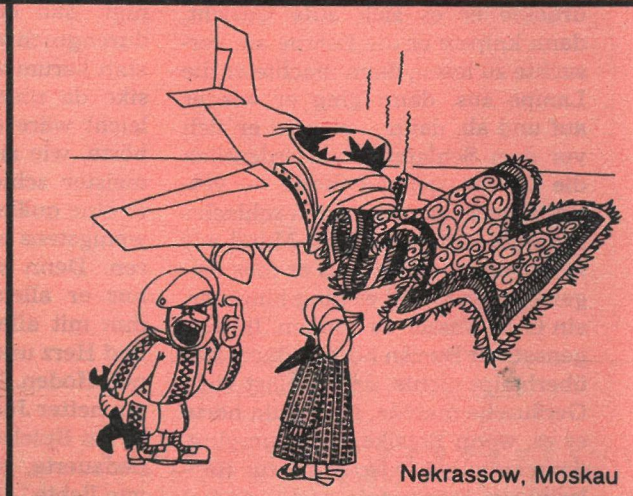


Tesler, Moskau





Uborewitsch-Borowski, Moskau

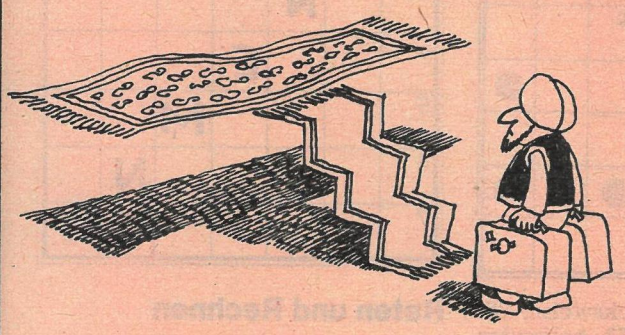


Nekrassow, Moskau

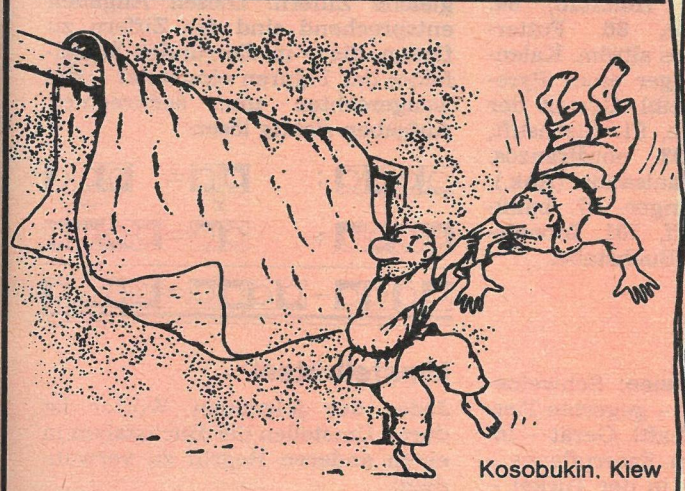
webt den Teppich, Mißtrauen frißt heimlich ein Loch hinein. ***Woll-Lust:*** **Für Liebende hat**

La Rochefoucauld

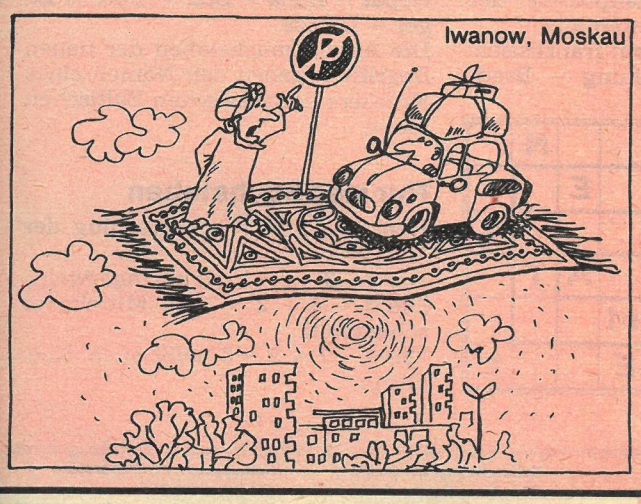
Theiler



Denissow. Kasan



Kosobukin. Kiew



Iwanow, Moskau

Amor den Moosteppich gewebt.

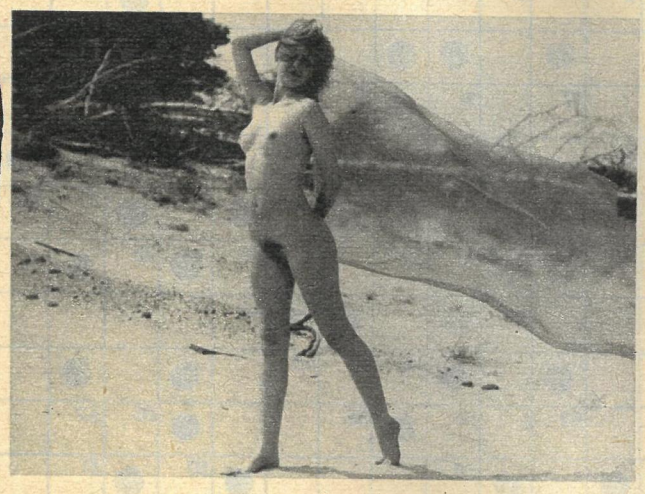
2 Wochenspruch

Will man gehört werden, darf man die Trommel nicht unter dem Teppich schlagen.

Internes Gespräch

Zwei Motten unterhielten sich sehr angelegentlich in einer Teppichrolle über ihre Lieblingskost: Kost es, was es – Wolle.
Du kennst doch den Rost, kicherte die eine Motte, will der mit seiner Marotte etwa nur Mut beweisen? Der Dummkopf frißt doch tatsächlich Eisen…

G. W. Heyse



Warlen Strongin

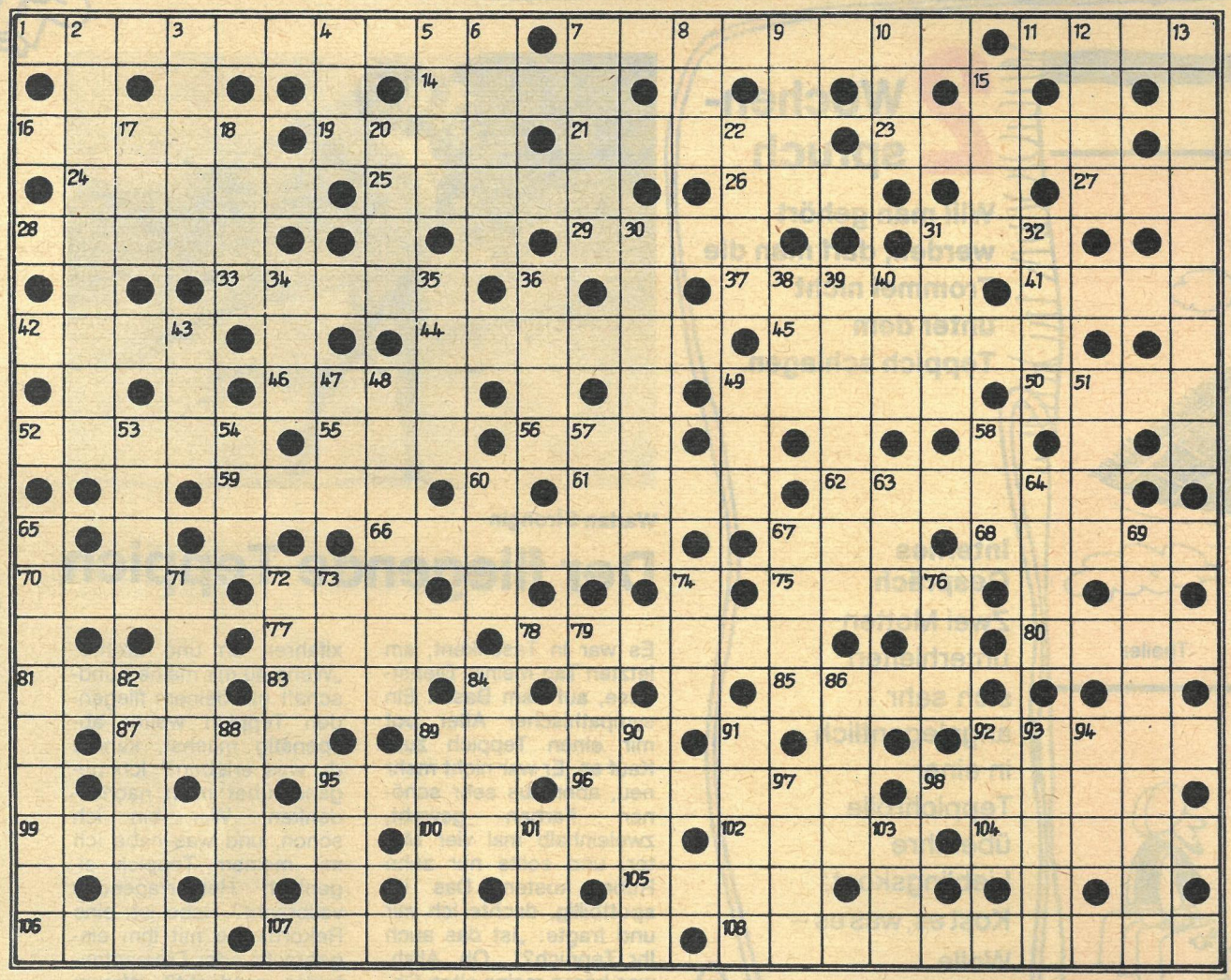
Der fliegende Teppich

Es war in Taschkent, am letzten Tag meiner Dienstreise, auf dem Basar. Ein sympathischer Alter bot mir einen Teppich zum Kauf an. Er war nicht mehr neu, aber aus sehr schönen Farben gewebt, zweieinhalb mal vier Meter, und sollte nur zehn Rubel kosten. Das ist spottbillig, dachte ich mir und fragte: „Ist das auch Ihr Teppich?“ „Oh, Allah, was hören meine alten Ohren!“ wetterte der Alte. Lenkte aber gleich wieder ein: „Zögere nicht, nimm ihn mit! Es ist ein schönes Andenken an unsere märchenhafte Stadt.“
Ich brachte den Teppich nach Hause, wickelte ihn aus und erstarrte. Er schwebte plötzlich in der Luft. „Ein fliegender Teppich!“ jubelte meine Frau.
Am nächsten Morgen ließ ich mir Zeit beim Rasieren, frühstückte genüßlich und flog zur Arbeit. In drei Minuten war ich in meinem Büro. Nun konnte ich alle meine Wünsche befriedigen. Wollte ich zum Sportplatz, flog ich zum Sportplatz. Wollte ich in den Wald, flog ich in den Wald. Wollte ich meine Tante in Kuibyschew besuchen, schwang ich mich auf den Teppich und flog hin.
Der Teppich leistete auch meinen Freunden und Bekannten gute Dienste. Ich selbst aber flog nur noch selten. Wollte jemand umziehen, Holz oder Bausteine holen, bot ich ihm an: „Bitte, nehmen Sie doch meinen Teppich. Aber klopfen Sie ihn danach aus!“ Kürzlich hielt mich Mirka, mein alter Taxifahrer, an und drohte: „Wenn du mir meine Kundschaft mit deinem fliegenden Teppich weiter abspenstig machst, kannst du was erleben!“ Ich begann, über mich nachzudenken: Wer bin ich schon, und was habe ich mit meinem Teppich eigentlich Hervorragendes vollbracht? Habe ich eine Rekordernte mit ihm eingebracht oder Diamantenfelder entdeckt? Warum eigentlich soll ich es besser haben als andere, die nach Fahrkarten anstehen, sich im Autobus zusammenquetschen oder einer Taxe hinterherjagen?
Am Wochenende flog ich das letzte Mal mit der Familie ins Grüne. Auf dem Rückflug drehte ich eine letzte Runde über der Stadt. Am Montag trug ich den Teppich auf den Markt. Ich entdeckte einen Passanten, der unentschlossen zwischen anderen Teppichen herumspazierte. „Kaufen Sie meinen Teppich“ sagte ich zu ihm, „nur zehn Rubel!“ „Ist er auch nicht gestohlen?“ erkundigte sich der Mann, wobei er mit glänzenden Augen den Teppich betrachtete und ihn von beiden Seiten betastete. „Für wen halten Sie mich?“ fragte ich gekränkt, lenkte aber gleich wieder ein: „Sie können beruhigt sein. Nehmen Sie ihn, er ist ein schönes Andenken an unsere märchenhafte Stadt.“

Aus dem Russischen von Fritz Pietzonka

Nieselpriem, der Staubteufelschneck von Lippok

Redaktion: Karin Kopp, Hannes Schreiber; Grafik: Martin Kotsch



Kreuzworträtsel

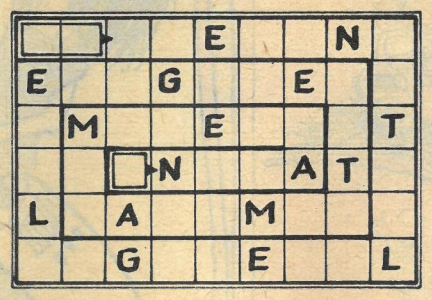
Waagerecht: 1. Gelände in Moskau, auf dem das Lenin-Mausoleum steht, 7. erster sowj. Stadtkommandant Berlins 1945, 11. westsibir. Großstadt, 14. engl. Adelstitel, 16. weibl. Pferd, 19. svw. Elch, 21. ein Parfümgrundstoff, 23. Genossenschaftsform i. d. SU, 24. positive Elektrode, 25. hundertäugiger Wächer der griech. Sage, 26. englisch: Öl, 27. poln. Schriftsteller („Eden"), 28. rumän. Bergbaustadt im Banat, 29. Erzählung in Versen, 31. Ansiedlung, 33. Küstenstaat im NO der USA, 37. poln. Stadt am oberen San, 41. Hauptstadt der VDR Jemen, 42. mehrjähriger Hochgebirgsschnee, 44. Hafenstadt am Hauptarm des Don, 45. sowj. Meisterpianist, 46. afrikan. Liliengewächs, 49. Vorratsraum, 50. Anlage zur Wasserspeicherung, 52. derbkomisches Bühnenstück, 55. Tauchvogel arkt. Meere, 56. engl. Biersorte, 59. Amtstracht, 61. Schriftstück, 62. wohlriechende Gartenpflanze, 66. Ort am Ob (im Gebiet der Chanten und Mansen), 67. Aussehen, Miene, 68. langschäftige Stoß- und Wurfwaffe, 70. Kuchengewürz, 72. französisch: Bogen, 75. Roman von Zola, 77. Segelstange, 78. sowj. Pianist (gest. 1974), 80. schmale Durchfahrt, 81. Stadt in Kolumbien, 83. ein Scheuerpulver, 85. Stadt a. d. Elbe (Bezirk Halle), 87. altgriech. Küstenlandschaft, 89. histor. französ. Landschaft im Pyrenäenvorland, 92. Angehöriger eines nordafrikan. Mischvolks, 95. Haushaltsplan, 96. svw. Gepäck, 98. mittelitalien. Stadt, 99. svw. Polarmeer, 100. Saatgut,102. Habsucht, 104. skandinavische Bezeichnung für ein dämon. Wesen, 105. Untiefe, 106. altchines. Münze, 107. Dnepr-Nebenfluß, 108. russ. Universalgelehrter d. 18. Jh.

Senkrecht: 2. Stadtteil Moskaus m. Fernsehturm, 3. Salzsee bei Wolgograd, 4. norweg. Schriftsteller (gest. 1908), 5. Kohleprodukt, 6. Werkzeug, 7. Hohlorgan, 8. jugoslaw. Adriainsel, 9. Gebirge im S der Kirgisischen SSR, 10. Gebirge auf Kreta, 12. Tongeschlecht, 13. sowj. Bezeichnung für Raumfahrer, 15. Singvogel, 17. einfarbig, 18. niederländ. Stadt, 20. Rhein-Nebenfluß, 22. engl. Polarforscher des 19. Jh., 30. svw. Plan, Vorhaben, 31. Aller-Nebenfluß, 32. sowj. Nachrichtenagentur, 34. Zitatensammlung, 35. Ritter der Artusrunde, 36. griech. Gebirge, 38. ehemal. türk. Titel, 39. westafrikan. Republik, 40. nord. Männername, 43. jugoslaw. Stadt in Serbien, 47. Ferment, 48. russ.-sowj. Schriftsteller (gest. 1960), 49. Windschatten, 51. Fischfett, 53. Astrolog Wallensteins, 54. metallhaltiges Mineral, 57. mäßig warm, 58. gallertartige Masse, 60. ein schweizer. Urkanton, 63. Hausflur, 64. Schachfigur, 65. Hauptstadt der Usbekischen SSR, 67. Mädchenname, 69. kleine Zigarre, 71. Schreib- oder Ausdrucksweise, 72. Nebenfluß der Kura, 73. helfender Hinweis, 74. Einteilungsbegriff, 76. Vorfahr, 79. ein Süßwasserfisch, 82. schmaler flacher Holzstab, 84. griech. Buchstabe, 86. Futterpflanze, 88. Tage des alröm. Kalenders, 89. Angehöriger eines Pyrenäenvolkes, 90. weibl. Gestalt der altnord. Göttersage, 91. Eisenstift, 92. Honigwein, 93. nordfranzös. Stadt, 94. Weltorganisation (Abk.), 95. Nachlaßempfänger, 97. banktechnischer Begriff, 101. Monatsname, 103. griech. Buchstabe.

Wörterband

Von außen nach innen: Schweinefett – Reingewicht – gegerbte Tierhaut – landwirtschaftl. Gerät – inneres Organ – trop. Faserpflanze – Handlung – Stadt in der Türkei – Lebenshauch – Hauptstadt der VDR Jemen – Kettengesang.

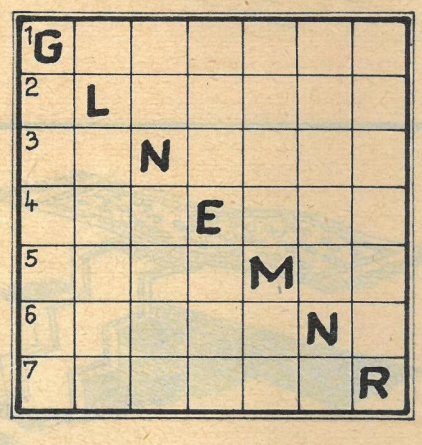
Von innen nach außen: französisch: nein – Hauterkrankung – Brettspiel – längster Fluß Zentralasiens – bekannter Spruch – Mädchenname – günstigster Zustand des Kulturbodens – Schriftstück – Geschwätz – Senkblei – Dreschplatz – Leine.



Füllrätsel

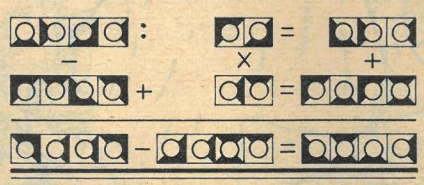
1. mittelalterl. Ruderkriegsschiff, 2. fortschrittl. Staatsmann Chiles (wurde 1973 ermordet), 3. Fluggasttreppe, 4. Physiker der DDR, Nationalpreisträger, 5. französ. Naturforscher des 18. Jh., führte eine nach ihm benannte Temperaturskale ein, 6. allgemein: zuständige Stelle, 7. bewußt schöpferisch tätiger Arbeiter.

Die Anfangsbuchstaben der Lösungswörter – von 1 bis 7 – ergeben den Namen des ersten Kosmonauten der Welt.



Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



Umstellrätsel

Jedes der folgenden Wörter ist durch Umstellen der Buchstaben in einen anderen Begriff zu verwandeln:

Nepal – Luna – Star – Pore – Eiger – Lampe

Die Anfangsbuchstaben der neuen Begriffe ergeben den Namen eines Kreuzers der russischen Baltischen Flotte.

Nur vier Buchstaben

Den 1 – 2 – 3 – 4 erschlug der Kain;
Der 2 – 3 – 4 – 1 trinkt Ungarwein;
Die 3 – 4 – 2 – 1 im Mittelmeer schwimmt;
Die 4 – 1 – 2 – 3 heißt auch Elbe.
Stimmt!

Redaktion: FREIE WELT
1026 Berlin,
Karl-Liebknecht-Str. 29
Telefon: über 24 40
Fernschreib-
Nr. 011 48 54

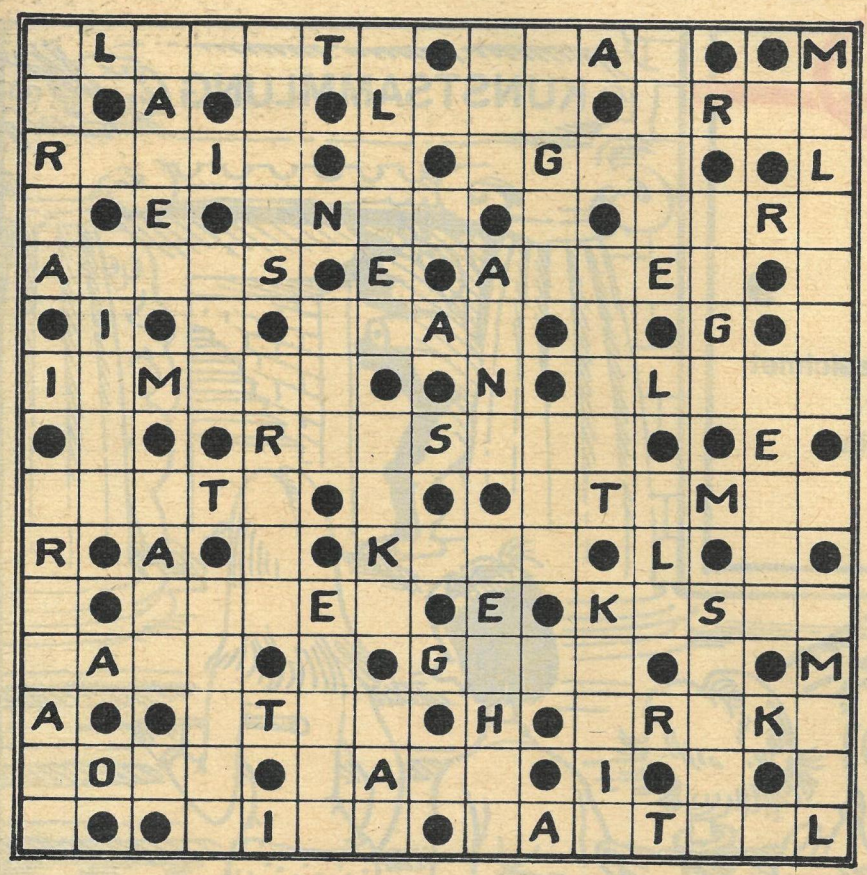
FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Joachim Umann
Stellv. Chefredakteure:
Günter Bonow,
Marianne Wambutt,
Dr. Paul Wurche;

Wissenschaft: Heinz Bartel
Chefreporter: Hans Frosch
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund

Kultur: Helmut Zemke i. V.
Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geltner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold

Herausgeber: Zentralvorstand
der Gesellschaft für
Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann

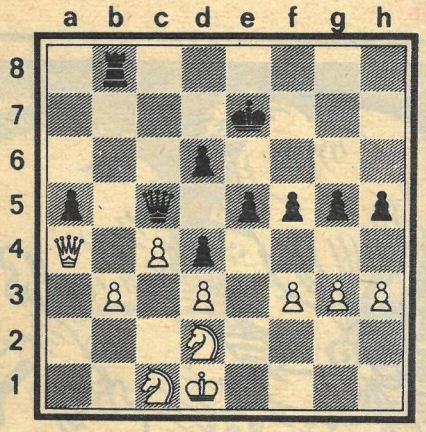


Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:
1. svw. Geschäftsbereich; Sparte, 2. Blütenstand, 3. Zitatensammlung, 4. Mädchenname, 5. Zeichnung im Holz, 6. geschnittenes Holz, 7. Industriestadt im Erzgebirge, 8. Führer des Kosaken- und Bauernaufstandes von 1670/71 in Rußland, 9. nord. Männername, 10. Bergkiefer, 11. Schaumwein, 12. deutscher Physiker (gest. 1960), 13. sowj. Stadt am nördl. Mündungsarm der Donau (Ukrain. SSR), 14. Berg im Böhmerwald, 15. Fruchtinneres, 16. Storchvogel, 17. Zeitungsabonnent, 18. Wagenteil, 19. ein Seidengewebe, 20. Schüler, Zögling, 21. Bauernhaus ohne Hofstätte, 22. Musikzeichen, 23. Glasschmelzfluß, 24. altes Raummaß, 25. Gliederverbindung, 26. Blumengefäß, 27. lateinisch: im Jahre, 28. nordungar. Stadt, 29. Schilf, Röhricht, 30. karamelisierter Zucker mit Mandeln, 31. geometr. Figur, 32. Lobeserhebung, 33. Heidekraut, 34. Fluß durch Hamburg, 35. Holzbehältnis, 36. Schwimmvogel, 37. Habsucht, 38. Kaffeemischung, 39. gazeartiges Gewebe, 40. Verstand, 41. Nordlandtier, 42. nordfranzös. Stadt, 43. Hauptschlagader, 44. sowj. See in Mittelasien, 45. Werkzeug zum Ziehen von Notenlinien, 46. Mädchenname, 47. spätbürgerl. Komponist (gest. 1916), 48. Hauptstadt der Kasachischen SSR, 49. westalgerische Stadt, 50. niederdeutsch: Graben, kl. Kanal, 51. Gesichtsmaske, 52. lateinisch: also, folglich, 53. arab. Männername, 54. Mädchenname, 55. männl. Rind, Zuchttier.

Schach

Leichte Kavallerie
In der 4. Partie des Matches in Duba zwischen Irina Lewitina (Weiß) und Nana Alexandria hatte die Leningraderin in der Abbruchstellung (s. Diagramm) Vorteile – Springerpaar gegen Turm –, doch verteidigte sich die Vizeweltmeisterin sehr erfinderisch. Es geschah: **41. g4** (der Abgabezug) **hg 42. fg fg 43. Se4 Db4 44. Dc6 Db6 45. Dd5 gh 46. S:g5 h2 47. Df7+ Kd8 48. Dg8+ Kd7 49. Dh7+ Kc6 50. D:h2 a4 51. Dh1+ Kd7 52. Dh3+ Kc6 53. Df3+ Kc7 54. Df7+ Kc6 55. Dd5+ Kc7 56. c5 Dc6 57. cd+ Kb6 58. D:c6+ K:c6 59. ba K:d6 60. Se4+ Kc6 61. Kc2 Tb4 62. a5 Ta4 63. Sb3 Ta2+64. Kb1 Tg2 65. Sbd2 Kb5 66. Sc4 Kb4 67. a6 Tg1+ 68. Kb2 Tg2+ 69. Sed2 Tg6 70. a7 Ta6 71. S:e5 Kb5 72. Sb3 T:a7 73. S:d4+ Kc5 74. Kc3 Te7 75. Sdf3 Kd5 76. Sc4 Th7 77. Se3+ Kc5 78. d4+ Kb5 79. Se5 Th4 80. S5g4 Th8 81. Sf6 Th4 82. d5 Kc5 83. Sd7+ Kd6 84. Sb6 Kc5 Remis.**



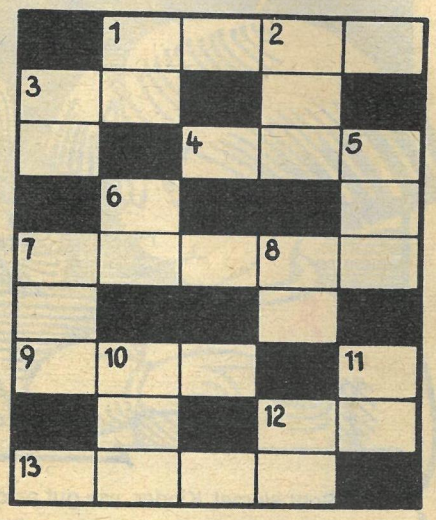
Buchstabentausch

Jedem der folgenden Wörter ist an gleicher Stelle ein Buchstabe auszutauschen, so daß sich andere Begriffe ergeben:

Hafen – Hohn – Ster – Kram
Die neu eingesetzten Buchstaben – nacheinander gelesen – ergeben die Bezeichnung für eine staatliche sowj. Verwaltungseinheit.

Silbenkreuzworträtsel

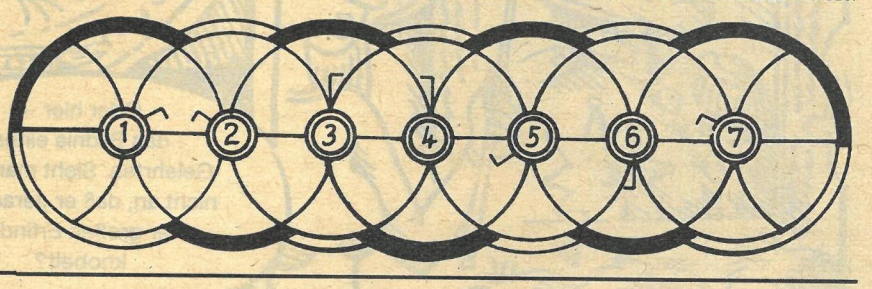
Waagerecht: 1. Erfrischungsgetränk, 3. Hauptstadt der Lettischen SSR, 4. Vogelhaus, 7. Wahl zwischen zwei Möglichkeiten, 9. rabiater Mensch, 12. gefrorener Niederschlag, 13. Fahrzeugbereifung mit großem Luftvolumen.
Senkrecht: 1. Vereinigung; Klasse im Sport, 2. französ. Mädchenname, 3. Stern im Sternbild Orion, 5. Vorrat, 6. nahe weibl. Verwandte, 7. lebhaftes, schnelles Musikstück, 8. Fluß in Mittelitalien, 10. Bezeichnung für die Kombination aus Skilanglauf und Schießsport, 11. Fischfanggerät, 12. Ankerplatz.



Kreisleiste

Die Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und verlaufen in angegebener Richtung:

1. Meeres-Schwarmfisch, 2. weibl. griech. Sagengestalt, 3. Grundstück zur Nutzung und Erholung, 4. Kanton der Schweiz, 5. histor. Kreuzer der russischen Flotte, 6. Titel der 3. Sinfonie Beethovens, 7. Behältnis.
Die Buchstaben in den oberen Feldern der Figur ergeben den Namen des ersten Kosmomauten der Welt.



Auflösungen aus Heft 18/1984

Kreuzgitter, Waagerecht: Thoma(79), Ale(8), Stroh(70), Roboter(68), Matrize(50), Irina(38), ABI(9), Eifel(21), Amerigo(12), Step(72), Gnu(34), Tollensesee(77), Alea(10), Epinal(25), Rat(66), Isolani (41), Eta(27), As(15), no(58), Ire(39), Tataren(82), Man(52), Hecken(36), Lese(46), Konglomerat (44), Ede(29), Rabe(65), Atlanta(16), Paste(63), DIE(20), Effel(31), Okarina(61), Sinaida(75), Lenin(48), Mut(54), Insar(43).
Senkrecht: Tri(78), Horst(35), Obi(60), Monopol(51), ATA(7), Aram(6), Emir(24), Steg(74), Trio(81), Rif(67), Ozean(59), Hel(37), BE(17), Atlas(13), Ideen(42), Star(69), Etat(22), Gene(33), Ulla(84), Leisten(47), Nil(55), Spinner(76), Ei(23), Atta(1), Aare(2), Ort(62), Aar(11), Ihle(40), Ecke(26), Angel(3), Abo(14), Elena(28), Meta(53), Note(56), K. o.(45), Sarafan(73), Drake(19), Breda(18), Atri(5), Tein(80), Adam(4), Ni(57), Test(83), Pol(64), San(71), Eni(30), Fis(32), Lar(49.).

Silbenkreuzworträtsel. Waagerecht: 2. Kamera, 4. Simenon, 6. Dido, 7. Kadi, 8. Moa, 9. Zitat, 10. Topas, 12. Fanal, 13. Orense, 14. Ratgeber.
Senkrecht: 1. Korsika, 2. Kanon, 3. Radiatoren, 5. Medizinalrat, 11. Passeport, 13. Ober.
Umstellrätsel: Elan, Roman, Masse, Igor, Taler, Abel, Genie, Enkel. – Ermitage.
Einer fehlt: T(r)aube, B(a)ude, A(s)riel, S(t)aat, O(r)der, G(e)ier, P(l)aste, B(l)ase, W(i)ege. – Rastrelli.

Raten und Rechnen:

720	:	16	=	45
-		x		+
142	+	23	=	165
578	-	368	=	210

Schräge Reihen. Von der Zahl nach rechts: 1. Ran,2. Ruder, 3. Degen, 4. Soden, 5. Reger, 6. Laken, 7. Musik, 8. Lenin, 9. Lamar, 10. Koran, 11. Ket.
Von der Zahl nach links: 3. Dur, 4. Sedan, 5. Rogen, 6. Leder, 7. Magen, 8. Luken, 9. Leser, 10. Kanin, 11. Komik, 12. Meran, 13. Tar.

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 8) aus Heft 16/1984

Waagerecht: 1. Spur, 4. Borodin, 10. Iduna, 13. Eva, 14. Ase, 15. Ehre, 17. Elke, 19. Mistral, 21. Aspekte, 26. Adobe, 27. Ay, 28. Maus, 30. Saum, 31. Marinade, 35. Isen, 36. Badminton, 38. Oga, 39. Uni, 40. Kar, 41. Garlin, 43. Han, 45. Eine, 47. Pi, 48. Ugra, 51. Isa, 52. Apollo, 54. Na, 57. Nana, 59. Titan, 61. Gerontologie, 67. Klara, 69. Iler, 70. el, 71. Arinos, 75. Ilo, 77. Spee, 79. Ei, 81, Lisa, 83. Ana, 84. Pensum, 87. Nut, 88. Aal, 89. Kon, 90. Ostrowski, 93. Juri, 94. Nowgorod, 96. Anui, 97. Kiew, 98. da, 99. Elton, 100. Gelenke, 101. Amakusa, 103. Bersarin, 107. Anis, 108. SOS, 109. Nie, 110. Pele, 111. Nebel, 112. Steward, 113. Leoniden.
Senkrecht: 2. Pol, 3. Reede, 4. Bambino, 5. Ras, 6. Ostankino, 7. Dery, 8. Nelma, 9. Traum, 11. Dnestr. 12. Atem, 16. Essig, 18. Kadan, 20. Iesi, 22. Kaolin, 23. Tunis, 24. Omaha, 25. Ni, 29. Ader, 32. Reno, 33, Noel, 34. Agio, 36. Bruno, 37. Naht, 42. Nau, 44. Apo, 46. Ene, 49. Gage, 50. Ate, 53. Lel, 55. Arie, 56. one, 58. Alm, 60. Ali, 61. Gas, 62. Oleni, 63. Tretjakow, 64. III, 65. non, 66. Tip, 67. Konsul, 68. Amur, 71. Asow, 72. Rang, 73. Narr, 74. Sardinen, 76. Leone, 78. Pose, 80. Mailand, 82. Ikone, 85. Stiege, 86. Mokka, 88. Ares, 91. Wiens, 92. Kwass, 94. Nobel, 95. Okapi, 96 Agon, 98. Dase, 102. USA, 104. Rho, 105. Red, 106. Ile. – Aserbaidshan.

Es gewannen:

1. Preis: 100,– M Rosalinde Seidel
9140 Stollberg
2. Preis: Preis 75,– M
Emmy Wernicke
4306 Harzgerode
3. Preis: 50,– M Helga Blaszyk
9800 Reichenbach
4. Preis 25,– M Günter Burkhardt
6900 Jena

Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
*
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

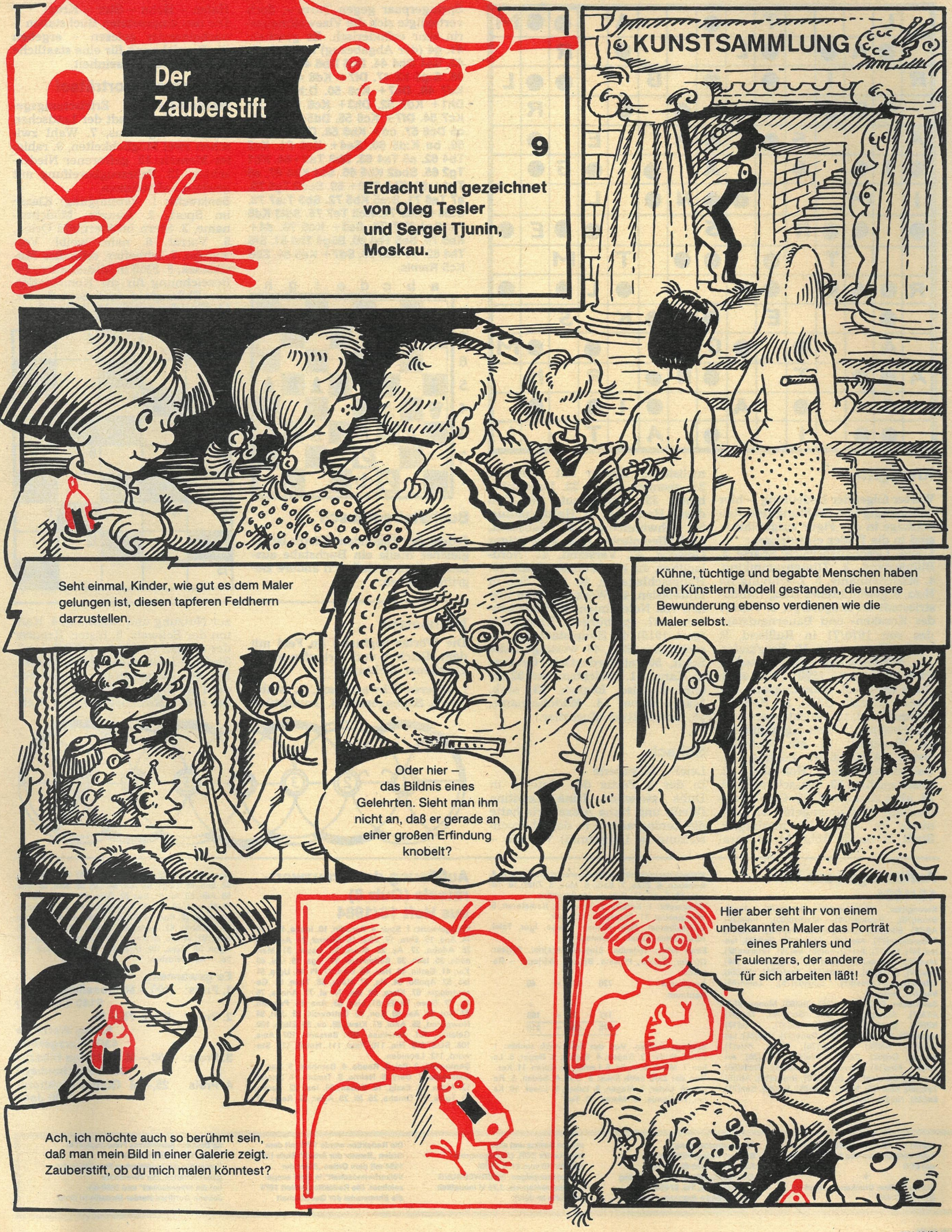
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, 1026 Berlin, Karl-Liebknecht-Straße 29
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2703277 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr),

Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

Der Zauberstift

9

Erdacht und gezeichnet von Oleg Tesler und Sergej Tjunin, Moskau.



Der Schmetterling

Fortsetzung von Seite 35

über zunehmend reservierter gab, daß sie – zumindest in körperlicher Beziehung – sich ihm entfremdete; Burián konnte ja nicht wissen, was sich vormittags zwischen Erzsike und Göncöl abspielte, wenn sie beide allein waren, ebensowenig wußte er, ob des Nachts, wenn ihn vor Erschöpfung der Schlaf überwältigte, Erzsike nicht einige glückliche Stunden mit Pali verbrachte. Der Obermeister wußte lediglich, daß er im Prinzip recht hatte, und wer A sagt, muß auch B sagen, das heißt, wenn er in jenem Glauben bestärkt worden war, daß die Freiheit des Gefühls über die Menschheit kommen müsse, daß Neid, Haß, Eifersucht zu verbannen seien und in den menschlichen Beziehungen die Liebe zu herrschen habe, wenn die sexuelle Expropriation, die Ausschließlichkeit des veralteten Privateigentuminstinkts, der falsche (weil überholte) Ausspruch des DU GEHÖRST KEINEM ANDEREN ALS MIR als Kategorie im Bereich der Liebe verschwindet – nun, wenn er unverbrüchlich an all das glaubt, dann kann er nicht anders handeln, als er gehandelt hat, und auch jetzt bleibt ihm nichts weiter zu tun, als geduldig abzuwarten, bis die dahingehende Zeit das Durcheinander, das seine wohl allzu kühnen Konsequenzen in Erzsikes Seele angerichtet haben, klären würde.

Selbstredend konnte auch Göncöl nicht wissen, was zwischen Erzsike und Burián sich tat, wenn er Spätschicht hatte oder wenn ihn nachts vor Erschöpfung der Schlaf übermannte, ob Erzsike nicht doch einige glückliche Stunden mit ihrem Mann verbrachte; auch er wußte lediglich, wie reserviert sich Erzsike ihm gegenüber gab, so daß ihm deuchte, nicht zu Unrecht habe er befürchtet, Burián würde ihn gerade durch seine große Güte und Nachsicht aus dem Herzen der jungen Frau verbannen. Doch wie entsetzlich er auch litt, der Lauf der Dinge beruhigte ihn doch einigermaßen. Göncöl war, wie wir wissen, in ganz gewöhnlichem Sinne eifersüchtig, und er entsagte seinen Rechten, Erzsike ausschließlich zu besitzen, allein deshalb nicht, weil er nie ein solches Recht besessen hatte, denn als sensibler junger Mann, der er war, verstand er sehr wohl die Absichten seines älteren Freundes und Gönners, doch folgen mochte er ihnen nicht, weil seine Gefühle ihm etwas anderes diktierten, darum quälte es ihn noch zusätzlich, daß er nicht fähig war, zu Buriáns moralischer Höhe emporzuwachsen. So verwandte er seine daheim verbrachten Vormittage keineswegs dazu, die junge Frau in sein Bett zu locken (wie jeder andere an seiner Statt es getan hätte), sondern um sich mit ihr intensiv im Seelischen zu vereinen, indem sie beide miteinander das angedeutete moralische Dilemma erörterten. Im Chor lobten, ja verherrlichten sie den Obermeister: „Ein wunderbarer Mensch! Er ist nun wirklich ein Mensch nach Menschenmaß!“ sagten sie wohl hundertmal. „Ich wäre dazu nicht fähig!“ klagte Göncöl. „Ich wäre es auch nicht“, bekannte Erzsike. „Ein undankbarer Wurm bin ich“, geißelte sich Göncöl. „Es würde mich wahnsinnig machen“, fügte er hinzu, „wenn ich wüßte, daß er meinetwegen leiden muß.“ – „Aber er leidet bestimmt nicht!“ beschwichtigte Erzsike den jungen Mann. „Er würde erst leiden, wenn er sieht, daß ich leide. Er kann ja so lieben!“ Göncöl schwieg. Nach langer Zeit erst sagte er trübsinnig: „Er lebt nach seiner Überzeugung…“

„Du nicht?“ fragte Erzsike.

Göncöl schüttelte den Kopf.

„Bist du eifersüchtig?“

Göncöl nickte.

„Leidest du sehr?“ flüsterte Erzsike dumpf. Und als ihr der junge Mann die Antwort schuldig blieb, sie nur ahnungsvoll mit seinen großen glühenden schmerzlichen Augen ansah, erschauderte Erzsike lüstern. Es war ein so gutes Gefühl, daß dieser arme Kerl ihretwegen litt, so sehr um sie litt, daß war weit wertvoller als jene eitlen Freuden, die der sündige Körper bieten konnte. Zwar war Erzsike mitnichten ein Sadist, nur war ihr eben, nachdem sie lange schlaflose Nächte darauf gewartet hatte, daß einer von beiden an ihre Tür klopfte, bewußt geworden, daß die beiden sie nicht nur deswegen liebten, und es hatte ihr eine beglückende, beinahe wollüstige Freude beschert, daß die Jungs so sehr in sie vernarrt waren, noch dazu zwei so großartige Männer, und daß sie sie so selbstlos liebten; und des Nachts wäre sie mit jedem sonstwieweit gegangen, hätte er sie gerufen, aber bei Tage beherrschte sie das Gefühl, sie verrate, betrüge und verliere den Abwesenden, wenn sie dem Anwesenden nachgab. Erzsike genoß die Schande der Sünde, die sie als Möglichkeit in sich trug, und sie genoß die Tugend der Jungfräulichkeit, die sie unterdessen übte, den Panzer der Unschuld, die sie anziehend machte, und sie hätte um alle Schätze der Welt nicht den Anfang gemacht, weil sie wußte, daß der Zauber dann seine Kraft verlöre. Erzsike schien in dieser Zeit, als schritte sie einen Fingerbreit über dem Boden dahin, als schwebte sie trunken umher, sie war liebreizend wie eine Fee und jungfräulich wie ein Backfisch und lüstern wie eine Pariser Kokotte, und gemeinsam beteten die Männer, einander überbietend, Erzsike an; gemeinsam schwärmten sie für sie, überhäuften sie mit tausend Zeichen zärtlicher Aufmerksamkeit, dienten ihr wie einer Bienenkönigin.

Was die Kinder anlangte, so waren sie restlos glücklich, denn Vati und Onkel Pali verwöhnten sie um die Wette, Tag für Tag brachten sie kleine Geschenke mit, und noch nie hatte jemand so viel mit ihnen gespielt, herumgealbert und sich beschäftigt (zuvor nicht und auch später nie mehr) wie in jenen Wochen. Erzsike aber, als sie nach dem wiederholten Wogen ihres Gemüts aus jenem euphorischen Schwebezustand erneut in Bodennähe gelangte, schob sie, die Kinder als rationale Erklärung (nur für sich) vor, nämlich daß es bei Tage wegen der Kinder nicht gehe (wobei sie vergaß, daß sie zum Beispiel am Erzsébettag auch dagewesen waren, daß sie ruhig unten gespielt hatten und nicht im Traume daran dachten, nachzuforschen, was Mutti und Onkel Pali da oben wohl trieben). Zuweilen, wenn ihre hochgespannte Stimmung einem bedrückteren Zustand wich, wollte Erzsike einfach, daß diese beiden Menschen, wenn sie sie schon in eine solche Lage gebracht hatten – Göncöl, indem er es überhaupt gewagt hatte, ein Auge auf sie zu werfen, auf eine verheiratete Frau, noch dazu die seines Freundes und Wohltäters, und sie schließlich verführt, aufs Kreuz gelegt hatte (nicht in einer Husarenattacke, in hochmütiger Eroberung, sondern mit seinen großen, kummervollen schwarzen Augen, seinem bitteren Schicksal, seinem Unglück, seinem stummen Verlangen, seinem sichtbaren Leiden), und Burián, indem er nicht dreingeschlagen und mit harter Hand Ordnung geschaffen hatte, sondern statt dessen Theorien aufstellte über den Sieg der Liebe und das sündhafte Wesen der Eifersucht, über den enteignenden Charakter der monogamen Ehe –, daß sie ihr wenigstens nicht noch die Verantwortung der Wahl aufhalsten, nicht von ihr erwarteten, daß sie für sie Entscheidungen traf. Bitte sehr, hier ist sie, wer immer sie ruft, sie wird sich nicht widersetzen, ihr ist es gleich, sie liebt beide, aber daß sie auch noch zwischen beiden wählen soll!? An deren Stelle obendrein! Das war des Guten zuviel. Nicht sie hatte diese Situation herbeigeführt. Sie war unschuldig, und unschuldig wollte sie bleiben; sollten doch die Männer die Sünde auf sich nehmen!

Es darf uns somit nicht wundern, wenn die junge Frau, ziemlich unlogisch, bald den beiden ihr gehörenden Mannsbildern zürnte, sich ruppig gab und schmollte (und wie gut Erzsike das Schmollen stand!), bald mit ihnen hätte Pferde stehlen mögen – wie im Rausch genoß sie die außergewöhnliche widersprüchliche Lage, und sie flatterte zwischen den beiden Männern hierhin und dorthin, neckisch und dennoch unberührbar, wie ein Schmetterling.

SUCHAKTION FREIE WELT ICH WAR DABEI

ERNTEZEIT

Historische Fotos aus 35 Jahren DDR – Dokumente vom Werden und Wachsen unserer Republik – veröffentlichte FREIE WELT im Frühjahr dieses Jahres. Wir fragten nach Augenzeugen der dargestellten Ereignisse. Wer erkennt sich, Bekannte oder Freunde? Wir bekamen Antwort auch aus Wernigerode. Der Mann neben dem sowjetischen Mähdrescher (Bild rechts außen) im Sommer 1952 heißt Werner Toerne. FREIE WELT-Reporter fuhren im Sommer 1984 in die Stadt am Harz und besuchten ihn, den damaligen und heutigen 1. Sekretär der SED-Kreisleitung.

Wir sind spät dran. Der Mann hinter dem Schreibtisch hat schon ein gut Teil seines Tagesprogramms erfüllt. Nun macht er sich auf den Weg übers Land. „Kommt ihr mit?“ – Wir kommen. Nahe der Kreisstadt reift die Sommergerste. Mit sechs Mähdreschern nehmen die Bauern der LPG Pflanzenproduktion Derenburg sie vom Halm. Der 1. Sekretär begrüßt die Schlosser am Feldrain. Beratungen auf Feldern und in Werkhallen gehören zu seinem Arbeitsstil.

„Viel zu tun heute?“

„Es rollt.“

Dann prüft Werner Toerne mit Kennerblick den Inhalt der Ähren. „50 bis 60 Dezitonnen vom Hektar“, vermutet er. Achim Ludwig, Parteisekretär der LPG, stimmt zu. „Und wie lange braucht ihr?“ „Ach Werner, in einer Stunde ist hier alles vergessen. Dann setzen wir um.“

Es ist Erntezeit. Erntezeit wie damals, als unser „Suchbild“ entstand. Mit dem Abstand der Jahre wurde es zu einem historischen Dokument. Welche Gedanken bewegen Werner Toerne bei dessen Anblick?

„Als ich es meiner Frau zeigte, sagte sie: ‚So ein Hemd hast du auch mal getragen.‘ – Das ist mein Hemd und das bin ich. Zweiunddreißig Jahre ist das nun her. Aber so einen Moment vergißt du nicht. Das war der 6. August 1952. Die Bezirkspresse meldete anderntags: ‚In einer Stunde wurden mit dem Mähdrescher „Stalinez 4“ zwei Hektar Gerste gemäht und gedroschen‘. Damals eine große Leistung. Doch frage nicht, was sich drumherum abspielte. Da standen neben den Neugierigen die Lästerer und Besserwisser am Feld. Wir hatten gerade die erste Genossenschaft des Kreises gebildet. Einzelbauern sparten nicht mit ‚guten Ratschlägen‘. Am liebsten hätten sie den ganzen Mähdrescher umgebaut. Dann habe ich gesagt: ‚Schluß mit dem Gerede! Der Mähdrescher fährt in der Sowjetunion, da kann er auch hier fahren. Macht eure Erfahrungen mit der Technik, danach könnt ihr diskutieren‘. Stimmt's Rudi?“

„Stimmt“, sagt Rudi Geschefski, damals unter den „Gutachtern“ am Feldweg, heute Technischer Leiter in der LPG Pflanzenproduktion Veckenstedt. „Als ich den Fotogra-

„Wir sind bemüht, das historisch erhaltene Stadtzentrum weiter zu verschönen und die Wohnbedingungen der Bürger zu verbessern. Auch die Versorgungsfahrzeuge sollen hier bald nicht mehr stören…"

„Die Gerste steht gut. Wir wollen die bisher beste Ernte einbringen. Da kommt es auf jedes Korn an." – Übrigens ergeben 3000 Körner einen Liter Bier.

fen damals sah, bin ich weggelaufen. Wißt ihr, ich habe mich geschämt wegen der hohen Stoppeln. Die reichten mir ja bis ans Knie. Dabei ging es auch anders. Man mußte nur die Maschine richtig einstellen…" „Haben wir ja dann auch gemacht", beruhigt ihn Werner Toerne. „Das war aber nicht nur eine Frage des Einstellens der Technik, sondern auch der Einstellung der Menschen zur neuen Zeit. Und du, Adolf, standest du damals nicht auch skeptisch am Feldrand?" Der protestiert: „Das hatte mich schon interessiert, schließlich war ich der erste Einzelbauer, der sich später den Drescher von der MAS (Maschinen-Ausleihstation) geborgt hat."

Heute leitet Adolf Helmholz, Kreisvorsitzender der DBD, das Speisekartoffellagerhaus in Langeln, eine zwischenbetriebliche Einrichtung, in der die Kartoffeln des Kreises gelagert, sortiert, abgepackt, geschält werden. Dieser vollmechanisierte Betrieb ist die zweite Station dieser mittäglichen Tour des 1. Kreissekretärs. Morgen beginnt hier die Anlieferung der neuen Ernte.

„Wie seid ihr vorbereitet?" will er wissen.

„Bestens, seht euch um", und Adolf Helmholz führt uns durch den Betrieb. Belüftete Lagerräume, ein automatisierter Sortierkomplex, Abpackeinrichtungen, die Schälstrecke. Im Heizhaus zeigen sie uns, wie sie Rohbraunkohle zu Preßlingen veredeln, so deren Heizwert erhöhen. Erfahrungen, die andere Heizhäuser auch nutzen könnten. Eine Anregung, die man weitergeben kann. Vielleicht schon heute nachmittag, wenn der 1. Sekretär mit den Werkleitern des Kreises berät.

Leistungsfähige Erntemaschinen, moderne Lagerung und Verarbeitung. Das alte Foto zeigt den schweren Beginn.

Der erste sowjetische Mähdrescher im Kreis Wernigerode 1952 beim Probelauf.

„Im Rückblick bestätigt sich, unsere Arbeit war nicht umsonst. Es war richtig, daß wir hartnäckig um die Bildung und den Bestand der LPG gerungen haben, sie stabilisierten, die Landwirtschaft schließlich sozialistisch umgestalteten. Hätte sonst unser X. Parteitag das Ziel stellen können, eine stabile Versorgung der Bevölkerung mit hochwertigen Nahrungsgütern und der Industrie mit Rohstoffen immer weitergehender aus der eigenen Produktion zu gewährleisten?"

Damals ein Mähdrescher, heute sind es 60 im Kreis. Die Landwirtschaft ist nahezu vollmechanisiert. Es gibt vier LPG Pflanzenproduktion und 13 LPG Tierproduktion. „Stellt euch vor", so Werner Toerne, „die gleiche Fläche wurde früher mit der Sense oder dem Mähbinder abgeerntet. Wenn du die Mähdrescherfahrer des Jugendkomplexes aus Derenburg vorhin beobachtet hast, wird einem bewußt, daß eine Generation herangewachsen ist, die die Zeit einzelbäuerlichen Wirtschaftens schon gar nicht mehr kennenlernte…"

Welch langer, oft schwerer Weg. Der Mann neben dem Mähdrescher ging auf ihm oft voran. Antifa-Schule. Anfang der Fünfziger 1. Sekretär der SED-Kreisleitung Wernigerode. Dann Studium und Hochschullehrer. Dann wieder, nun schon gute zwanzig Jahre an der Spitze der SED-Kreisorganisation Wernigerode mit ihren 13 000 Mitgliedern.

Sollen wir ihn, bei all dem in wenigen Stunden Gesehenen noch fragen, worauf er, worauf die Bürger des Kreises in diesem 35. Jahr der Republik besonders stolz sind?

Er könnte eine Vielzahl von Beispielen aus einer sehenswerten Bilanz anführen. Aber er sagt es allgemein: „Wir sind stolz, daß sich in den 35 Jahren DDR unser ehemaliger ‚Fürstenkreis' zu einem Zentrum der Arbeiterklasse entwickelt hat. Seht", und er lenkt unseren Blick nach rechts, „dort das Stahlwerk Ilsenburg mit der modernsten Grobblechstraße der Republik. Oder das Elektromotorenwerk, oder… – Mit der gleichen Zahl von Arbeitskräften produzieren wir heute das etwa Zehnfache wie 1949. Dieses ehemals rückständige Territorium wuchs zum zweitgrößten Industriekreis des Bezirkes Magdeburg."

Das alte Bild weckt neue Gedanken. 1952 begegneten am Derenburger Feldrain viele zaghaft und zurückhaltend der neuen Technik. Doch sie war ebensowenig aufzuhalten, wie die sich stetig festigende deutsch-sowjetische Freundschaft. Auf der Grundlage der ersten Erfahrungsaustausche gestalteten sich die engen freundschaftlichen Beziehungen unserer Tage.

Das Elektromotorenwerk arbeitet seit langem mit den Partnern in Jaroslawl zusammen. Arbeiteraustausch, Kooperation in der Produktion sind alltäglich. Oder die Harzer Werke in Blankenburg. „Da hatten sie eine hochmoderne Anlage für die Produktion von Zylinderlaufbuchsen für die Fahrzeugindustrie importiert," erzählt Werner Toerne. „Die war so empfindlich, daß sie nicht funktionierte. Was tun? Ich sagte, seht euch in der Sowjetunion um, die brauchen ja auch Zylinderlaufbuchsen. Mehr als wir. Dort fanden sie dann eine Maschine, die ihnen zu robust war. Aber die Blankenburger und Kiewer setzten sich zusammen, entwikkelten gemeinsam eine neue solide leistungsfähige Anlage, beiden zum Nutzen." Da wir wieder in die Stadt kommen, läßt Werner Toerne halten, zeigt uns den Fußgängerbereich rechts und links des historischen Rathauses. Ein Schmuckstück Wernigerodes. „Jährlich besuchen uns rund vier Millionen Gäste. Mit Liebe und Fleiß haben die Einwohner ihre Stadt verschönt. Auch ein Ausdruck ihres Vertrauens in eine friedliche Zukunft. Seit dem VIII. Parteitag sind – neben der Rekonstruktion und Werterhaltung in der Innenstadt – in unseren Neubaugebieten Burgbreite und Stadtfeld 4000 Wohnungen entstanden. 14 000 Menschen leben dort, fühlen sich heimisch. In den nächsten Jahren wird ein weiterer Wohnkomplex hinzukommen. Alles Früchte der Arbeit in den 35 Jahren unserer Republik." – Ja, es ist Erntezeit.

Werner Toerne begleiteten Wolfgang Tautenhahn, Hajo Obuchoff (Text), Detlev Steinberg (Fotos)

Zusatzfoto: Hans Obuchoff

Behaglich, erholsam und heilsam – das viel besuchte Thermalbad „Palatinus“ auf der Budapester Margareteninsel

Bernd Helbig, Dessau

Pferde

So war es richtig in Folge 5 „Pferde in der UdSSR“ (FW 17/84): Durch Vergärung von Stutenmilch. Es gewannen: 150 M Horst Mante, Potsdam; 100 M Dieter Dietrich, Melpitz; 50 M Katrin Plathner, Schwerin. Herzlichen Glückwunsch!

Wiedererkannt

Der Beitrag „Steine für die Mole“ (FW 16/84, zur Suchaktion „Ich war dabei“) hat uns als alteingesessene Rostocker an Jahre erinnert, in denen auch wir nach den Schrecken des Krieges Mut gefaßt hatten, weil es auf guten Wegen vorwärts ging. Doch müssen wir Sie auf einen Schönheitsfehler in der Bildunterschrift auf Seite 17 hinweisen. Dort heißt es „... im Hintergrund die Ostmole“. Aber man sieht eine der beiden alten Molen, die heutige Mittelmole. Der Fotograf stand auf der neuen Ostmole. Im Vordergrund einige der damals gesammelten Steine. Wie man sieht, beachtliche Brocken.

Gisela und Hans-Erich Gau, Rostock

Auch die Männer im Häkellook

Handelt es sich bei der eindrucksvollen Aufnahme von Swetlana Sawizkaja („Ich flieg' doch nicht als Stewardess mit“, FW 16/84) um spezielle Damenunterwäsche für Raumfahrerinnen?

Frieder Neumann, Leipzig

Es gibt nur einheitliche Unterwäsche für Männer und Frauen im Weltall, wenn sie die Orbitalstation zu Außenbordarbeiten verlassen: wassergekühlte Anzüge, die sie unter den Ausstiegs-Skaphandern tragen. Während jedoch diese „Individualraumschiffe“ von allen benutzt werden können, die sich in Salut-7 befinden, besitzt jeder Kosmonaut seine eigene Häkel-look-Unterwäsche, ebenso wie maßgeschneiderte Handschuhe, um schwierige Montageoperationen mit dem erforderlichen Fingerspitzengefühl durchführen zu können. Die für jeden „Weltall-Aussteiger“ angefertigte Unterwäsche wird schon während des Trainings im Wasserbassin getestet. Die Häkellook-Anzüge, die Leonid Kisim und Wladimir Solowjow bei den „Probe-Ausstiegen“ anzogen (unser Foto), trugen sie auch während ihrer insgesamt sechs Außenbordunternehmen – für fast 23 Stunden und 15 Erdumkreisungen verwandelten sie sich in „lebende Sputniks“.

Karl-Heinz Eyermann

Wohnen „Am Stern“

Ihr Beitrag „Wenn ich aus dem Fenster sehe“ (FW 16/84) über die Baustelle „Thälmann-Park“ in Berlin regte mich an, Ihnen etwas von unserem Potsdamer Neubaugebiet „Am Stern“ zu erzählen. Als man 1973 mit dem Bau zwischen der Babelsberger Ernst-Thälmann-Straße und der kleinen Nuthestraße begann, zweifelten doch einige, wie man so schnell ein so großes Bauprogramm verwirklichen wolle. Man unkte – und staunte dann, wie die Hochhäuser, Schulen, Einkaufszentren und eine flotte Straßenbahnlinie entstanden. Heute gehören zum „Stern“ fast 6000 Wohnungseinheiten, zwei Kaufhallen, vier Schulen, Sporthallen und Sportplatz, Gaststätten mit 704 Plätzen, Dienstleistungsgebäude, die Post und natürlich eine Ambulanz mit Apotheke. Wir haben viel Grün, denn ein kleiner angrenzender Wald wurde erhalten, und die Blumenpflege auf dem Balkon unserer schönen Wohnung macht mir Freude ...

Harri Bach, Potsdam

... fing an und hörte nicht mehr auf

Mir gefiel der Beitrag über die Tuwinische ASSR sehr gut (FW 15/84). Erst wollte ich ihn nicht lesen, weil es so viele Seiten sind. Aber als ich merkte, daß ich den Text zur Lösung des Preisrätsels brauchte, fing ich an zu lesen – und hörte nicht mehr auf ...

Antje Schmidt, Wilthen

Ich bedaure nur, daß diese Beiträge nicht noch umfangreicher sind.

Gisela Winderlich, Suhl

Eure Beiträge der Sammelserie „Völkerschaften der UdSSR“ sind für mich als Russischlehrer wertvoll. Sie beleben als landeskundliche Farbtupfer den Unterricht.

Rita Schröder, Karl-Marx-Stadt

Gut auch die Literaturangaben, denn die Serie macht neugierig.

Irmgard Fuhrmann, Hennigsdorf

Ich sammle die Serie und würde es begrüßen, wenn die wichtigsten Fakten, Daten usw. vor den lehrreichen Berichten zusammengefaßt wären.

Alice Krüger, Berlin

Dieses Fleckchen Erde hat für mich seit 1946 etwas Anziehendes, denn damals bekam ich den ersten Atlas nach '45 in die Hand. Darauf war Tannu Tuwa verzeichnet.

Dieter Kürschner, Leipzig

Liebe Leser! Bitte denken Sie daran: Einsendeschluß für das Völkerschafts-Preisrätsel ist der 24. September 1984 (Poststempel)!

INTERNATIONALE SOLIDARITÄT VDJ DDR

Aus Briefen zur Solidaritätsaktion 1984:

Ich bin 14 Jahre alt und nahm im Sommer am 27. Internationalen Sommerlager in der Pionierrepublik „Wilhelm Pieck“ am Werbellinsee teil. Von Kindern aus Nikaragua, Palästina und Libanon erfuhr ich, wie wichtig unsere Solidarität ist. Alle wurden aus Spenden von DDR-Bürgern eingekleidet. *Ilka Palm, Dresden*

Das Kollektiv der Besucherbetreuung der Nationalen Mahn- und Gedenkstätte Sachsenhausen las mit Freude Euren Aufruf. Den Mitarbeitern unserer Abteilung ist es ein Bedürfnis, an dieser guten Tat beteiligt zu sein. *W. Meister, Oranienburg*

Wir sind beide Rentner und wissen aus unserem langen Leben, wie gut und wichtig Solidarität ist. Deshalb eine kleine Spende. Mögen die Kinder, die diese Schuhchen tragen, und alle anderen Kinder der Welt stets im Frieden leben können.

Gertrud und Heinrich Gest, Dresden

Auf die Idee, mich an Ihrem Basar zu beteiligen, brachte mich ein kleines Mädchen aus Namibia, das wir in unserem Heim betreuen, solange seine Mutter bei uns eine Berufsausbildung erhält. Für Fanni und alle anderen Kinder, die unsere Solidarität brauchen, wünsche ich allen Initiatoren der Aktion größten Erfolg!

M. Rauthe, Neustrelitz

Wer schreibt uns?

Gediminas Kaunas, 17 Jahre alt, wünscht Briefwechsel russisch oder deutsch, interessiert sich für Literatur und Musik. Litauische SSR, 234520 Kapsukas, ul. Jaunimo 6-43

Dr. Katalin Temesi, 28 Jahre alt, Juristin, spricht russisch, deutsch und spanisch, wünscht Briefwechsel mit jungen Leuten in der DDR, interessiert sich für Sport, Film und Tourismus. Ungarische VR, 1123 Budapest, Nagyenyed u 15/B. IV. em 20.

Unser Stand auf dem Alex

Nicht vergeblich hatten unsere Leser viel Erfolg gewünscht: 300 000 Berliner und Besucher der Hauptstadt drängten sich am 31. August 1984 zur traditionellen Solidaritätsaktion der Berliner Journalisten an den Ständen von 165 Redaktionen, Verlagen und Institutionen. Auch unsere Tische waren von früh bis spät dicht umlagert. Besonders begehrt das Hase-und-Wolf-Puzzle aus Meiningen; Visitenkarten, nach individuellen Wünschen von Handwerksmeister Gerhard Laurisch gedruckt, ofenwarme Piroggen aus dem Interhotel „Stadt Berlin“ sowie als kostbare Einzelstücke Keramikarbeiten von Zirkeln aus den Häusern der DSF in Leipzig und Schwerin. Und ganz gleich, ob mit Spenden oder Käufen, mit Unterschriften oder dem Erwerb von Losen, alt und jung bewiesen ihren Willen, tatkräftig den Friedenskampf und die antiimperialistische Solidarität zu unterstützen. Allen, die dabei mitgeholfen haben, unseren herzlichsten Dank!

Nichts gegen Glühwürmchen

„DDR-Geschichte – untrennbar mit der deutsch-sowjetischen Freundschaft verbunden“, so lautete das Motto unserer Leseraktion „Nachgedacht und mitgemacht“. Hier wieder eine Erinnerung aus der Fülle der 479 Einsendungen:

Als Kreissekretärin des FDGB bekam ich Verbindung zu Offizieren der Sowjetischen Kommandantur im erzgebirgischen Stollberg. Um eine demokratische Frauenorganisation zu gründen, wurde im Kreis ein Vorbereitungskomitee gebildet, dem auch ich angehörte. In vielen Versammlungen, oft abends bei spärlichem Kerzenschein, versuchten wir Mitglieder zu gewinnen. Am 8. März 1947 sollte im Stollberger Rathaus die Gründung erfolgen, mit festlichem Charakter. Ich arbeitete die Ansprache aus, engagierte ein Trio – Klavier, Geige und Cello, war froh, alles beisammen zu haben und legte Major Scharipkin den Ablauf vor. Bei einer für uns Frauen so wichtigen Entscheidung könnte etwas heitere Musik nicht schaden, dachte ich, hatte also auch Paul Linckes „Glühwürmchenidyll“ ins Programm geschrieben. Der Offizier las alles durch und guckte mich ziemlich streng an: „Soll Gluhwurmchen Licht machen in eure Köpfe?“ Ich war ganz schön erschrocken, aber dann erscholl ein herzliches Lachen, in das ich erleichtert einstimmte. Einige Jahre später begegnete ich Major Scharipkin während der Leipziger Frühjahrsmesse im Ringmessehaus. War das eine Freude! Er konnte sich nicht verkneifen, seinen Genossen schmunzelnd vom „Gluhwurmchen“ zu erzählen … Wie gern würde ich wissen, wie es ihm und seiner Familie weiter ergangen ist. Unser Wunsch, die Sowjetunion selber kennenzulernen, ging dann 1975 in Erfüllung. Wir fuhren mit der „Völkerfreundschaft“ nach Tallinn und Leningrad. Einige Jahre später führte uns eine Wolga-Don-Schiffsreise auf der „Maxim Gorki“ von Kasan über die Heldenstadt Wolgograd bis nach Rostow am Don. Die letzte Reise in den Kurort Sotschi am Schwarzen Meer bekam mein Mann als Auszeichnung. Jedesmal haben wir so liebenswerte und tüchtige Menschen kennengelernt, die dafür arbeiten, daß nie wieder ein Krieg ihre Heimat zerstört, daß in der Welt Frieden herrscht.

Anni Schnürch, damals Kunze, 66 Jahre alt, Thalheim (Erzgebirge)

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: J. Kriwonossow, ADN-ZB/TASS, Harri Bach, Detlef Christel (4)

Preisfrage

Heft 19/84

1952 lief auf der Rostocker Neptun-Werft der erste neugebaute Frachter vom Stapel. Wie hieß er?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 21/84. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an die Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 9. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 26. September 1984. Auflösung von Heft 17/84: Halle oder Erfurt. Wir gratulieren Karl Handke aus Bautzen.

Nummer eins bis Nummer zehn aus dem Kostümfundus der Raumfahrtpioniere: Zehn Beinkleider für des Menschen Schritte ins All

Nr. 1 – Unterteil der Bordskaphander für die Wostok-Raumschiffe, von 1961 bis 1963 verwendet. Von Juri Gagarin, Valentina Tereschkowa und vier weiteren Piloten der ersten Kosmonautengarde getragen.
Nr. 2 – Hosenteil des ersten Ausstiegskaphanders, für das Raumschiff Wostok 2 entwickelt und von Alexej Leonow am 18. März 1965 bei seinem wagemutigen Schritt in den freien Weltraum benutzt.
Nr. 3 – Unterteil des zweiten Ausstiegskaphanders für die Raumschiffe der ersten Sojus-Serie. Von Alexej Jelissejew und Jewgeni Chrunow beim ersten Außenbord-Wechsel von Sojus 5 in Sojus 4 am 16. Januar 1969 getragen.
Nr. 4 – Hosen der Belastungsanzüge PNK-3 „Pinguin" (2,5 kg schwer), seit 1970 bei Sojus-Flügen und seit 1971 bei Salut-Expeditionen obligatorisches Mittel gegen Muskelschwund.
Nr. 5 – Unterpartie der Bordskaphander für zweisitzige Sojus-Raumschiffe. Ab Sojus 12 (1973) bis Sojus 40 (1981) Montur von 28 Besatzungen (56 Kosmonauten, darunter neun Interkosmonauten).
Nr. 6 – Unterteil der Bordskaphander für die dreisitzigen Transportraumschiffe der Sojus-T-Serie, ab 1980 die neue Standardgarderobe bei Start, Kopplung und Landung.
Nr. 7 – Hosen des verbesserten Belastungsanzuges „Pinguin-Zwei", ab 1979 Salut-Pflichtbekleidung.
Nr. 8 – Hosen des Seenot-Rettungsanzuges MSK mit SOS-Sender, Signalleuchten und Luftkammern. Seit Mitte der 60er Jahre obligatorische Staffage für alle Raumschiffbesatzungen.
Nr. 9 – Unterpartie des Salut-Ausstiegskaphanders, ab 1979 im Einsatz bei Salut 6.
Nr. 10 – Vakuumhosen PWK „Tschibis", seit 1974 Inventar von Orbitalstationen (ab Salut 3).

Raumfahrer tragen viele Beinkleider, von einfachen Turn- und Trainingshosen bis zu raffinierten Konstruktionen aus Kunststoff, Metall und Textilien mit Hydraulik, Elektrik und Elektronik; gestiefelte Skaphanderröhren und Netzunterhosen aus einem wolligen Röhrengeflecht, durch das Flüssigkeit wie in einer Zentralheizung oder einem Kühlschrank zirkuliert, um den Menschen im Weltall mit molliger Wärme und erfrischender Kühle zu umgeben. Sie tragen Bordanzüge nach persönlichem Geschmack in Farbe, Material und der Anzahl der Taschen und Reißverschlüsse, maßgeschneidert, und Seenotrettungsanzüge mit eingenähtem SOS-Sender und Schwimmkammern von der Stange.
Wie jeder, der auf große Fahrt geht, packt der Kosmonaut einen ganzen „Überseekoffer" voll solcher Utensilien. Daneben gibt es in den sowjetischen Orbitalstationen eine einzige Gemeinschaftshose, in die jeder schlüpfen muß. Streng nach ärztlichem Reglement. Eine Gesundheitshose, die nicht nur auf die Körperteile wirkt, die in ihr stecken, sondern auch den Kopf des Kosmonauten in der Schwerelosigkeit vom Schweregefühl befreit.
Neben dem Expander-Kostüm „Pinguin" wirft diese unförmige aufblasbare in grell leuchtendem Orange oder in tiefem Rot gefärbte Kunststoffhose Glanz auf die Montur-Kollektion der sowjetischen Raumfahrer. Wie viele andere Modelle erhielt auch sie einen Vogelnamen: „Tschibis" („Kiebitz").
Bei der Namensgebung für den Belastungsanzug ist die Sache klar. „Pinguin" läßt keine Zweifel aufkommen. Da wackelt man einem flügellahmen Antarktisbewohner gleich in der Schwerelosigkeit herum, wenn die Ärmel-Strapse, die eingenähten enggespannten Gummiseile, die Arme hochziehen und die in den Hosenbeinen versteckten Expander mit 40-Kilopond-Kraft auf die Schenkel drücken.
Wackeln wie ein Pinguin. Aber warum ausgerechnet „Tschibis"? In die Hose kiebitzen? Auf meine diesbezügliche Frage erhalte ich von einem der „Hosenprofessoren" die Antwort, die jedes Nachbohren überflüssig macht: „Keiner weiß es genau, warum die Kosmonauten auf ‚Tschibis' kamen. Sie finden Vogelnamen einfach schön. Das reicht wohl als Erklärung.
Um große Erfinder handelt es sich bei den Designern oder besser bei den Konstrukteuren von „Tschibis". Mediziner und Ingenieure haben diese Hose entworfen.

Ein Mittel gegen Kopfweh: „Das macht auch eingeschlafene Füße munter"

Professor Leonid Kakurin, einer der „Tschibis"-Väter, erklärt uns die Wirkungsweise dieser außergewöhnlichen Hose, stellt sie auf einen Tisch, zieht sie wie eine Ziehharmonika auseinander, bedient das Steuerpult, das sich dort befindet, wo bei einer normalen Hose die Gürtelschnalle sitzt.
Das erste, was uns bei dieser Druckhose beeindruckt, ist, daß sie sicher auf ihren eigenen Füßen steht, auf festgegossenen Kunststoffschuhen für Fußgröße 37 bis 50.
Professor Leonid Kakurin, als Physiologe seit Gründung des Moskauer Instituts für medizinisch-biologische Probleme in diesem Zentrum der Weltraumforschung tätig, betrachtet „Tschibis" als Krönung einer Jahrzehntarbeit. „Diese Hosen sind ungewöhnlich und unübertroffen. Ein Gefäß, in das der Mensch bis zur Gürtellinie klettert. Eine Manschette paßt sich hauteng an. Dann wird die Luft aus den Hosen gepumpt. In den Beinen entsteht ein Unterdruck und erzeugt den gewünschten Effekt. Das Blut im Körper kreist in der Schwerelosigkeit wie auf der Erde. Es erfolgt eine Umverteilung des Blutes, und der Blutandrang im Kopf und Brustkorb schwindet, und das Blut wird in die unteren Körperpartien gedrückt." Leonid Kakurin fügt hinzu: „Eigentlich ist diese Hose ein Gerät und ein Medikament. Es vertreibt Kopfschmerzen und weckt die eingeschlafenen Füße auf."
Eine zweibeinige Unterdruck-Anstalt für den Orbit. Wirklich einmalige Hosen, die keinen Rivalen in der Welt der Weltall-Mode haben. Dabei sind sie aus einem Sack und einem Bottich entstanden. Das Ursprungsmodell war ein Gummibehälter wie ein Faß. Die Kosmonauten saßen darin wie in einer Tonne, aber in der ersten Salut-Station stieg ihnen wenigstens nicht der Flug in den Kopf. Jetzt hat der Bottich zwei Beine. Gänge für Zwerge und Riesen. Wenn man nicht wüßte, daß sie aus gummiartigem Kunststoff sind, würde man denken, sie seien aus Wellblech.
Kakurin erzählt mit Humor, liebt Anspielungen. „Tschibis" zieht nicht nur die Luft um die Beine ab. Vielleicht auch überflüssige Luft aus dem Körper? Jedenfalls ist sie auch nützlich gegen Blähungen. „Deshalb nennen wir ‚Tschibis' auch bei einem ganz anderen Namen, diesen Luftfänger." Kakurin blinzelt verschmitzt. Wasserdicht, denn es sind ja Gummihosen, und geruchsfrei, über Förderpumpen und Schläuche wird im Filter abgesaugt. Aber aufgepaßt, „Tschibis" ist keine Tages-, sondern eine Stundenkleidung. Nur eine begrenzte und individuell dosierte Zeit tragbar. Sonst wird der Kopf leer und aus „Tschibis" wird eine Ohnmachtshose. Vielleicht hat sie deshalb festgegossenes Schuhwerk, das auf dem Bordboden der

9

10

Drei Männer sind mehr als zweihundert Tage im Weltall unterwegs. Trotz einhundertfünfzig Millionen Kilometern, trotz dreieinhalbtausend Erdumkreisungen in der Schwerelosigkeit sind sie in guter Verfassung. Puls ausgezeichnet. Blutdruck normal.

Eines der Geheimnisse ihres Langzeitfluges bei bester Gesundheit und ungebrochener Arbeitsfreude: eine Hose für alle. Eine einzige Gesundheitshose, die alle drei Raumfahrer ab und zu für Stunden tragen und die den Blutkreislauf in die gewohnten Bahnen lenkt.

Das Vögelchen mit den wulstigen Beinen:

Wenn es in die Hosen geht

Salut-Station angeschnallt wird? Nein, in Ohnmacht fällt keiner, denn unter strenger ärztlicher Kontrolle werden diese Hosen getragen, deren Sensoren die augenblickliche Gesundheitsverfassung sofort dem Flugleitzentrum signalisieren.

Nebeneffekte, die niemand ahnte: „In ihnen fühlt man etwas Einmaliges“

Ärzte und Ingenieure aus Leonid Kakurins Entwicklungsgruppe haben diese Kreislaufhilfe zuerst am eigenen Leibe erprobt, damit das Blut wirklich in die Hosen geht.

Auf einem um neunzig Grad schwenkbaren Kipptisch angegurtet, prüften sie „Tschibis“. Die Tischplatte hochkant, den Kopf nach unten, bis er rot anlief und vom Blut schwer wurde, bis kurz vor dem Moment der Bewußtlosigkeit. Dann wurden die Pumpen eingeschaltet, und mit zunehmendem Unterdruck trat die belebende Wirkung der Vakuum-Hose ein. Bei geschlossenen Augen hatten die Testpersonen – trotz der Beine in Richtung Zimmerdecke – nun plötzlich das Gefühl, als stünden sie auf dem Boden. Dabei machte man eine aufsehenerregende Entdeckung: Je nach Druckverhältnissen, je nach Blutfluß und Blutstau wird die Illusion einer bestimmten Körperlage hervorgerufen. Bei entsprechendem Unterdruck bildete sich bei waagerecht liegenden Testpersonen die Vorstellung, als stünden sie aufrecht. Grund: Blutstau in den Beinen. Und umgekehrt verstärkte sich bei Druckveränderung mit Blutansammlung im Oberkörper trotz horizontaler Lage das Kopfstandgefühl.

Professor Kakurin äußerte sich zu dem „Tschibis“-Nebeneffekt: „Das ist ein interessantes Problem für uns Physiologen, aber ebenso für die Psychologen.“

Fortsetzung auf Seite 49

Ein Beitrag von Karl-Heinz Eyermann

Wenn es in die Hosen geht

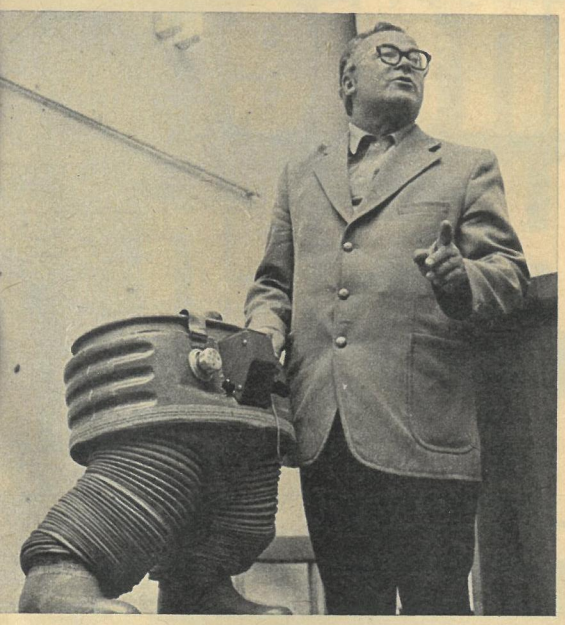
Professor Leonid Kakurin: einer der „Tschibis“-Väter

Der „Hosenprofessor“ würzt seine Rede gern mit kernigen Sprüchen. Damit es auch jeder kapiert. Wenn es in die Hosen geht, dann ist alles in bester Ordnung.

Gemeint ist damit ein regulierbarer Kreislauf, der sich so einfach in der Schwerelosigkeit nicht regulieren läßt. Gäbe es nicht diese Hose.

Jeder solle es doch einmal hier unten auf der Erde im Selbstversuch probieren, was da oben im All passiert, empfiehlt Kakurin. Eine halbe Stunde Kopfstand. Und danach eine Stunde in Kerzenstellung die Beine hoch. Und das beides auf einmal muß man sich vorstellen, wenn im Orbit der Blutpegel in der einen Körperhälfte über die letzte Warnmarke steigt und in der anderen gefährlich tief absinkt. Dort nimmt man eine „Luftpumpe“ zu Hilfe, um den Blutfluß zu kanalisieren. Gäbe es diese Hosen nicht, gäbe es keine solchen Salut-Flüge, keine dieser Vierteljahres- und Halbjahresreisen auf der Umlaufbahn, morgen keine Jahresflüge auf der Tagesordnung.

Die Mediziner würden über künftige Mars-Expeditionen heute noch den Kopf schütteln. Gäbe es diese Hosen nicht. Kakurins Kommentare zur Vakuumhose lesen Sie in unserer Bildfolge.



„Eine Hose wie eine Ziehharmonika und wie ein Einweckglas. Sie macht fit, aber nur dann, wenn das Herz hineinrutscht.“

Kosmosmedizin-Chef Oleg Gasenko (links) und Salut-Chefkonstrukteur Konstantin Feoktistow:
„Wir werden bald ein Jahr lang fliegen."

Fortsetzung von Seite 47

„Der Mensch, der diese Hosen trägt, fühlt auf einmal, wie das Blut in ihm fließt. In ihnen fühlt man etwas Einmaliges. Auch zur Lösung irdischer Kreislaufprobleme versprechen unsere Hosen Hoffnung," meint Kakurin.

In Moskauer Kliniken hilft bereits ein „Tschibis"-Nachkomme den Kreislaufgeschädigten, bekämpft Durchblutungsstörungen der unteren Gliedmaßen.

„Tschibis" hält bei Langzeitflügen den Kreislauf der Kosmonauten in Ordnung und wappnet sie für die Rückkehr zur Erde, indem sie ihnen das natürliche Gravitationsgefühl bewahrt.

Ingenieur Georgi Nikolajew, Namensvetter des Kosmonauten, nach dessen aufsehenerregendem 18-Tage-Flug im Jahre 1970 die Suche nach einem technischen Kreislaufmittel für Raumfahrer unaufschiebbar geworden war, sieht in „Tschibis" die Physik und Mechanik des Blutkreislaufes bei Gravitation und Zero-Gravitation, bei Null-Gravitation, also bei Schwerelosigkeit: „Der Mensch ist von der Natur so konstruiert, daß sein Blut nach unten, also in Richtung Erde gezogen wird. Die Erdanziehung muß in der Schwerelosigkeit durch das Vakuum in den Hosen ersetzt werden. Mit Unterdruck imitiert man für den menschlichen Organismus Gravitation."

Er sagt es noch präziser mit Physiker-Worten: Der hydrostatische Druck, der im Körper auf unserem Planeten herrscht, muß in der Schwerelosigkeit mit diesem Hilfsmittel nachempfunden werden.

Seit zehn Jahren ziehen Raumfahrer im Orbit die „Tschibis"-Hosen an. Gut ein halbes hundert Kosmonauten benutzte bisher diese Wunderhosen. Allerdings gibt es nur ganze fünf Exemplare dieses einmaligen Exemplares von Kosmos-Mode. Das fünfte davon dient seit zweieinhalb Jahren an Bord von Salut 7 als Kreislaufmittel.

Lob vom obersten Chef nach oben: „Oleg gelang Neues mit der Hose"

Diese eine Hose, die auf der Inventarliste von Salut 7 steht, zogen bisher siebzehn Kosmonauten an. Sechzehn Männer und eine Frau. Sie, Swetlana Sawizkaja, und ein Mann, Wladimir Dshanibekow, bei zwei Flügen.

Im Sommer 1982 hatten sie nach einer von den Ärzten während des Trainings für jeden individuell festgelegten Marschtabelle das Druckgefälle in „Tschibis" selbst eingestellt. Mit einer Sicherheitsgrenze, die jede Gefahr einer übermäßigen Blutumverteilung bis zur Blutleere im Kopf ausschloß. Sie waren mit dem notwendigen medizinischen Allgemeinwissen präpariert, um nicht durch eine zu starke Drehung des Knopfes am Steuerpult des Plaste-Hosenbundes Ohnmachtsanfälle heraufzubeschwören. Die Hirntätigkeit wird beeinträchtigt, wenn die Durchblutung um mehr als vierzig Prozent sinkt. Bewußtseinsverlust tritt zehn Sekunden nach der Unterbrechung der Blutzirkulation im Kopf ein.

Bei ihrem zweiten Flug vor wenigen Wochen war das ganz anders. Der Unterdruck in „Tschibis" nahm tatsächlich zu, und sie fühlten sich noch besser. Unter der behutsamen Kontrolle des Bordarztes.

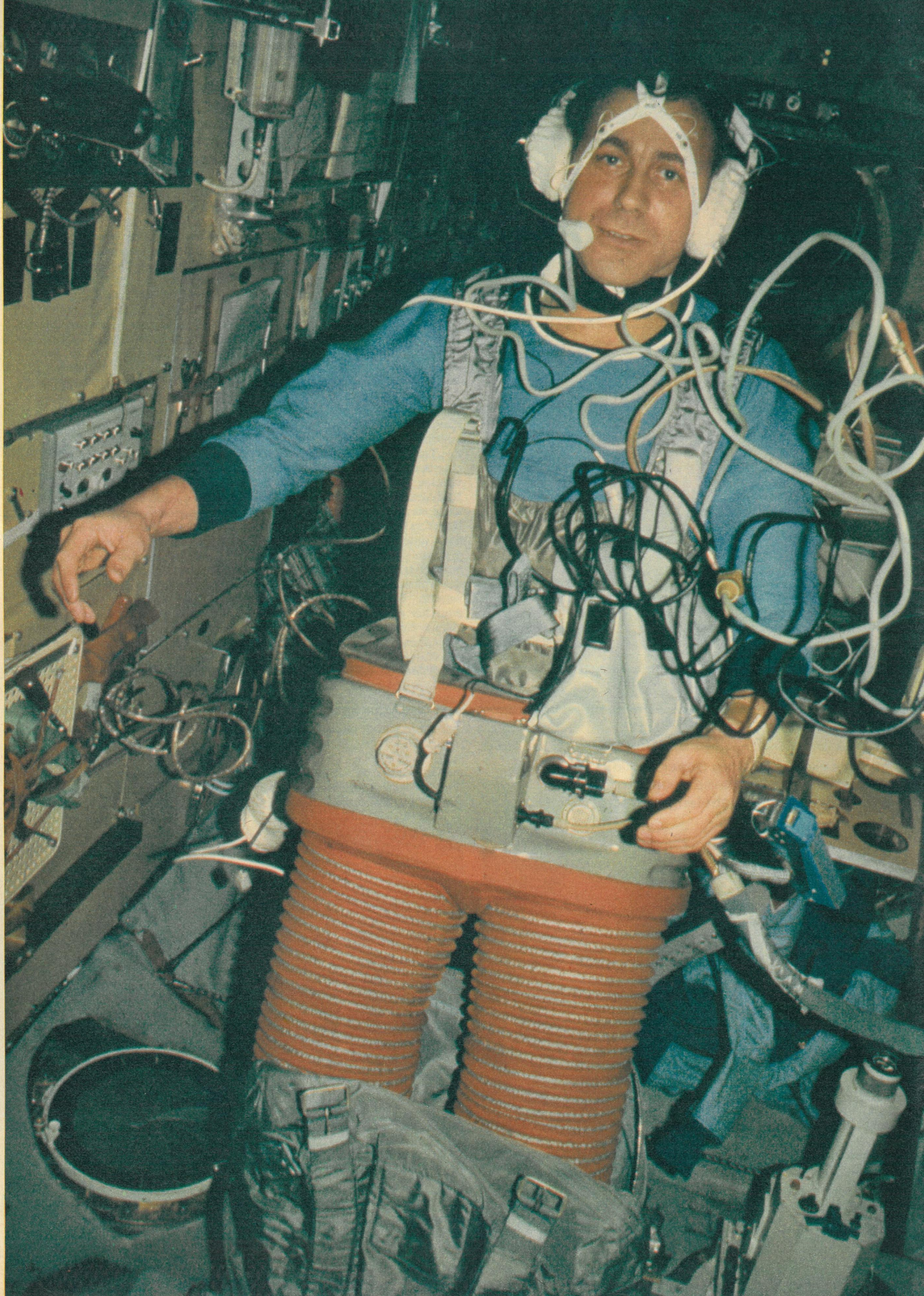
Doktor Oleg Atkow von der Stammbesatzung bestimmte vor Ort im Orbit das „Tschibis"-Druckregime. Akademiemitglied Oleg Gasenko, der Chef des Wissenschaftszentrums für sowjetische Raumfahrt-Medizin, in dessen Institut auch „Pinguin" und „Tschibis" entworfen und erprobt wur-

„Eine Hose mit zwei Röhren, in denen Gefühle wach werden, als stünde man mit den Beinen fest auf der Erde."

„Eine Hose, die in allen Raumflugpositionen die gewohnte irdische Vertikale suggeriert, wo eigentlich oben und unten ist."

„Eine Hose, aus der die Luft herausgequetscht wird wie aus einem löchrigen Fußball. Nur fällt sie nicht so zusammen."

„Das Manometer, der große Hosenknopf, muß schon behutsam herumgedrückt werden, damit man nicht in Ohnmacht fällt."



Wenn es in die Hosen geht

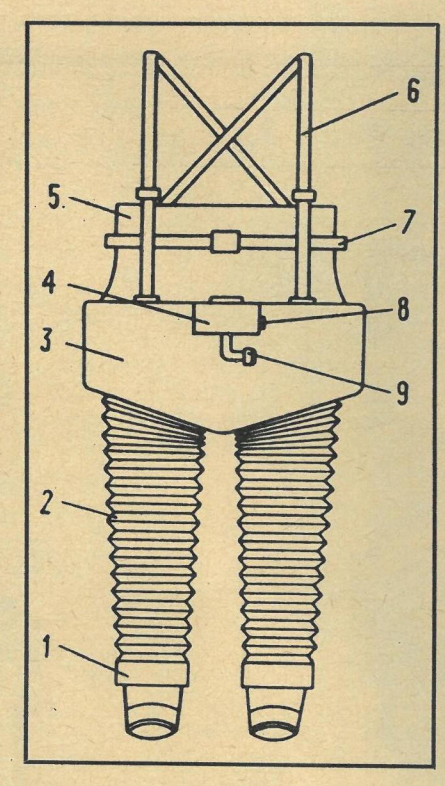
den, hat nach den eingegangenen Telemetrieauskünften dem Bordarzt zu den bisher gewonnenen Erkenntnissen gratuliert: „Oleg führt prinzipiell neue Forschungen durch. Es lohnt die Aufgabe, die Reservemöglichkeiten des Organismus, die bei sehr langen Flügen von außerordentlicher Bedeutung sind, zu erkunden. Deshalb muß der Organismus noch höheren Belastungen als bisher ausgesetzt werden. Ohne die Gegenwart eines Arztes wäre das gefährlich. Es geht vor allem um die maximale physische Belastung, um den stärkeren Unterdruck in den Vakuum-Hosen ‚Tschibis'. Wertvolle Erfahrungen mit ‚Tschibis' wurden schon gesammelt, und Atkow gelang es dabei, eine Reihe von Daten zu fixieren, die wir früher nicht erhalten konnten. Um das zu erreichen, ist eine hohe fachliche Qualifikation erforderlich. Oleg Atkow hat sie."

„Tschibis", der heimliche Weltrekordmacher: „Keinen schweren Kopf nach sieben Monaten Schwerelosigkeit"

Es geht um die Reserven, es geht um noch längere Langzeitflüge, wenn die Kosmonauten in diese „Tschibis"-Hosen steigen. Nur bei lang andauernden bemannten Expeditionen stößt die Medizin zu neuen Horizonten vor. Kurzzeitflüge, wie sie für sämtliche amerikanische Space-Shuttle-Missionen technisch durchführbar sind, können lediglich zur Lösung von Detailproblemen auf diesem Wissenschaftsgebiet beitragen. Ganz abgesehen von der Arbeitsproduktivität und den Arbeitserfahrungen der Vierteljahres- und Halbjahres-Raumfahrer.

Gemessen an den Flugstunden und der Arbeitszeit der Kosmonauten entspricht ein Salut-Unternehmen, wie es Kisim, Solowjow und Atkow durchführen, etwa fünfzehn Space-Shuttle-Starts. Die drei von Salut 7 zählen jetzt bereits zu dem exklusiven Kreis der Männer, die sich über ein halbes Jahr, über 200 Tage, im Kosmos aufhielten. Sie sind Mitglied Nr. 7, Nr. 8 und Nr. 9 im Klub der Zweihundert geworden, dem ausschließlich sowjetische Kosmonauten angehören.

Am 7. September, kurz nach Mitternacht, stellten sie den gültigen Weltrekord von 211,38 Flugtagen, den die erste Crew von Salut 7 erreichte, ein und führen ihre Experimente wahrscheinlich noch über Wochen weiter, wenn alle so wohlauf bleiben. „Tschibis" gilt dabei wie in den vergangenen Jahren als der heimliche Weltrekordmacher, der sie vielleicht noch zu offiziellem Lorbeer kommen läßt. Laut Reglement der Fédération Aéronautique Internationale (FAI), der internationalen Luftfahrt-Föderation mit Sitz in Paris, finden jetzt Raumfahrtrekorde nur Anerkennung, wenn sie die gültigen Bestmarken um mindestens zehn Prozent überbieten.



So funktioniert „Tschibis": 1 – fester Schuhteil, 2 – Hosenbeine aus flexiblem Wellmaterial, 3 – Spannring, 4 – Druckregulierung, 5 – hermetisch abschließende „Bauchbinde", 6 – Hosenträger, 7 – Gürtel, 8 – Anschlußstecker für Sensoren, 9 – Stutzen für den Pumpenschlauch. Vor der Hose kam der Sack: Vakuumbehälter hieß dieser „Einbeiner" aus Gummi, der 1971 bei der Premiere des Salut-Programms zur Ausrüstung der ersten Orbitalstation gehörte. Mit Elektromotor, Pumpen und Schaltpult. 76 Zentimeter Durchmesser (also nicht nur für Schlanke), Höhe bis zu 143 Zentimetern (also für alle Beinlängen).

Jeder muß in diese Hose: Im Bild rechts Kreislaufregulierung an Bord von Salut 7 unter Aufsicht Dr. Atkows (links) mit Kommandant Kisim (Mitte) und Bordingenieur Solowjow (rechts).
Das Farbfoto mit der „Tschibis"-Hose in Salut7 stammt aus der Kamera von Bordarzt Dr. Atkow. Die sowjetisch-indische Versuchsmannschaft brachte es im April von ihrem Wochenflug aus dem All mit zur Erde. TASS stellte es FREIE WELT freundlicherweise zur Verfügung.

Der Rekord winkt am 28. September 1984, früh um halb vier. Kisim und Solowjow sind bereits offizielle Weltrekordler, als Kosmos-Aussteiger mit 22 Stunden, 50 Minuten Aufenthaltsdauer im freien Weltraum. „Es soll ein Rekordflug werden", versichert Kommandant Kisim in einem Funkspruch. Er fügt dem Satz das Wichtigste hinzu: „Reich an Arbeitsrekorden, schließlich lautet unsere Devise: Wir fliegen zur Arbeit ins All."

Dr. Atkow attestiert den ungebrochenen Elan der Mannschaft: „Auch nach sieben Monaten Kreislauf normal. Blutdruck, Puls einwandfrei. Auch keinen schweren Kopf."

Jetzt hat der Doktor die Hosen an: „Wir wollen endlich Klarheit, was mit dem Herz los ist"

Oleg Atkow verlangt öfter als früher üblich zu Forschungszwecken und nicht aus Rekordgelüsten Hosentage für die monatlichen Flugprogramme. Dann hat er die Hosen an in Salut 7 und nicht Kommandant Kisim, der sich in die Rolle des Untersuchungsobjektes fügen muß wie der Bordingenieur. Aber Atkow begnügt sich da nicht mit den beiden. Er zieht sich diese Hosen selbst an und versucht durch das Experiment am eigenen Leibe, noch mehr herauszufinden.

In der Bulletin-Sprache des Flugleitzentrums, in der die Tagesberichte über den Verlauf der dritten großen Salut-7-Expedition verfaßt werden, lautet das so: „Einschätzung, wie das Herz- und Kreislaufsystem der Kosmonauten auf die mit Hilfe des Vakuumanzugs ‚Tschibis' geschaffene Imitation des hydrostatischen Druckes reagiert."

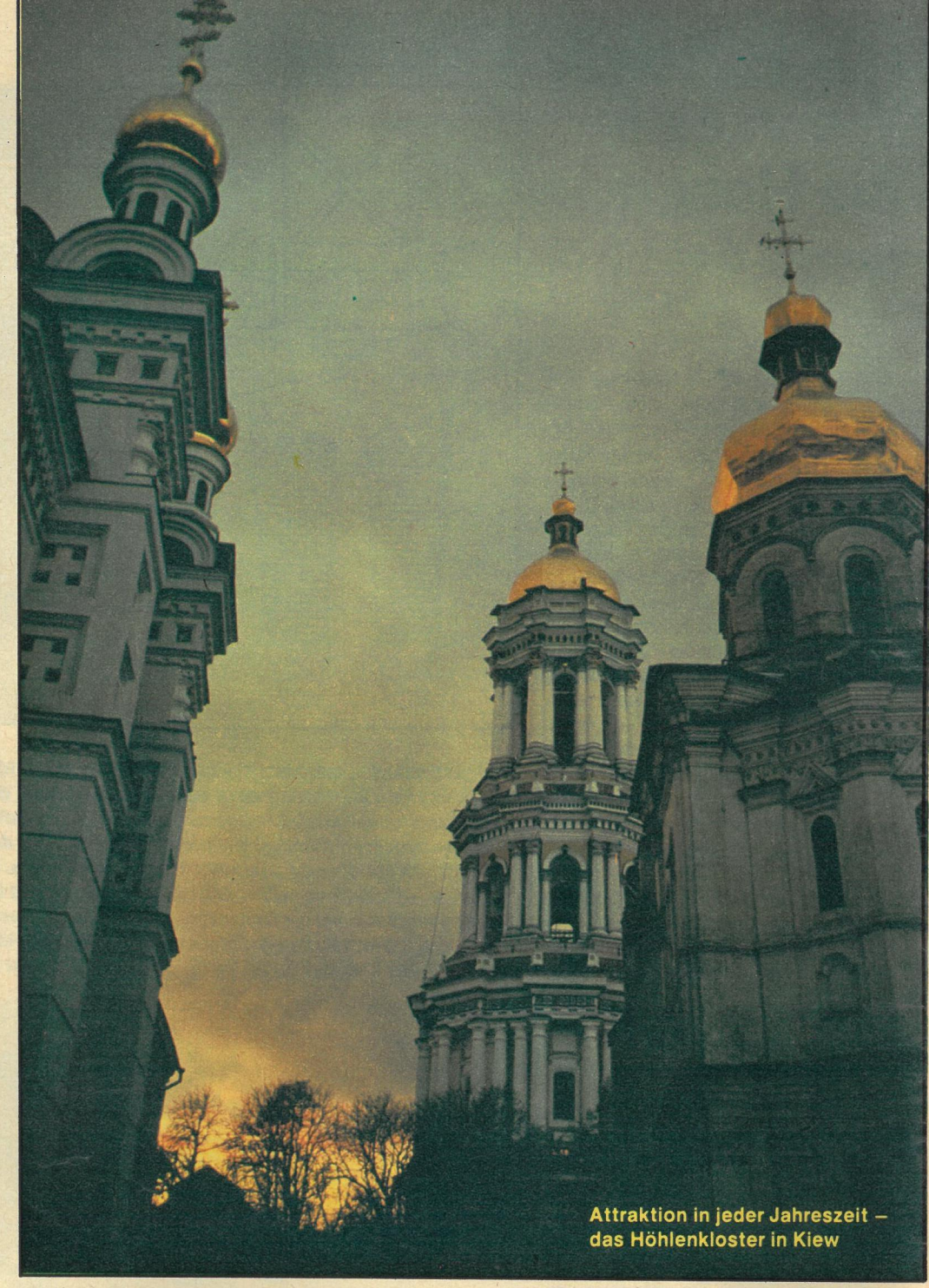
Bei diesen Hosentests erfährt und sieht Oleg Atkow mehr als vor ihm ein Spezialist. Er hantiert dabei mit Geräten und Instrumenten, auf die er Patentrechte erwarb. Mit einem Echographen mißt er die Geschwindigkeit des Blutflusses und bestimmt die Größe des Herzens und anderer innerer Organe. Der von ihm entwickelte Echokardiograph wiegt mit 2,5 Kilo nur ein Zwanzigstel vergleichbarer Apparaturen, ist leicht zu handhaben und gibt Aufschluß über den Zustand des Herz-Kreislauf-Systems.

Oleg Atkow hat es vor über sieben Monaten, kurz vor seinem Start verkündet, was er im Orbit sucht: „Wir wollen endlich Klarheit haben, was mit dem Herz und Kreislauf in der Schwerelosigkeit wirklich los ist." Sein Forscherdrang ist begründet. Oleg Atkow ist schließlich Kardiologe. Aus Leidenschaft. Dazu nach über zweihundert Schwerelosigkeitstagen ein gestandener Berufskosmonaut. Zwei Herzen in einer Brust?

Detlev Steinberg fotografierte Professor Kakurin. Von ihm stammen auch die anderen Schwarz-Weiß-Hosenbilder. Die Fotomontage auf Seite 46/47 fertigten Gottfried Knoch und Peter Matzke an.

Vor der Schußfahrt – per Sessellift zum Start auf den Berg Tscheget bei Itkol

Volksfest – im „Russischen Winter" geht es heiß her



Attraktion in jeder Jahreszeit – das Höhlenkloster in Kiew

Wenn der Sommer sich neigt, ist der Winter nicht weit. Und zum Jahreswechsel beginnt die neue Reisesaison.

Insgesamt 80 000 Reisen in die Sowjetunion umfaßt das Winterangebot des Reisebüros der DDR. Gegenüber dem Vorjahr konnte die Platzkapazität vor allem an Reisen zur Erholung an der Schwarzmeerküste weiter erhöht werden.

Das Programm enthält wieder verschiedene Städtekombinationen und Rundreisen sowie eine größere Auswahl an Kurzreisen, die besonders für einen Zweiturlaub zu empfehlen sind.

Kein Maskenball – bei Ausflügen in alpine Höhen des Kaukasus oder in mittelasiatische Hochgebirge ist ein wirksamer Schutz vor UV-Licht und Schneeblendung wichtig

Walzertakte – Tschaikowskis Ballett „Nußknacker-Suite" zählt im Bolschoi-Theater zu den Höhepunkten des Moskauer Kunstfestivals

FREIE WELT
Tourismus

Aus dem Reiseangebot in die Sowjetunion für den Zeitraum von Januar bis April 1985

Winter-Fest mit Spitzentanz

Winter-Fest mit Spitzentanz

Wann wohin?

Etwa 10 000 Flugreisen von 4, 6, aber auch 9 Tagen Dauer führen nach Moskau. Für Leningrad stehen fast 9000 von 4 bis 6 Tagen zur Verfügung, und die Kombination Moskau–Leningrad bzw. umgekehrt für über 6000 Touristen ist auf 8 Tage angelegt. 3-Städte-Reisen wie beispielsweise Moskau–Leningrad–Vilnius dauern 9 Tage; andere Städterundreisen mit drei, vier und fünf Reisezielen 10 bis 15 Tage.

Im März und April sind nach Moskau und Leningrad Freundschaftsflüge vorgesehen, die vor allem mit der IL 86 durchgeführt werden, die 350 Personen aufnehmen kann.

Für Freunde des weißen Sports lädt das Motel bei Minsk im Februar/März 300 Touristen für einen 8-Tage-Aufenthalt zum Skilanglauf ein. Einige Reisegruppen werden auch in die Sportzentren des Kaukasus reisen können. Bei diesen Routen übersteigt erfahrungsgemäß die Nachfrage das Angebot.

Noch nicht so bekannt sind Reisen mit prophylaktischer Kurbehandlung in dem neuen Hotelkomplex Sotschi-Dagomys. 510 Touristen können eine solche 15-Tage-Reise buchen, 300 eine 26-Tage-Reise. Nähere Auskünfte erteilen hierzu die Zweigstellen des Reisebüros der DDR.

Etwa 4000 Touristen werden zum Jahreswechsel in Moskau, Leningrad, Susdal, Irkutsk, Nowgorod, Riga, Tallinn, Minsk und Kiew erwartet. Diese Reisen sind auf 6 bis 10 Tage für die einzelnen Orte unterschiedlich angelegt. Die Routen nach Minsk und Brest werden mit der Bahn durchgeführt, die anderen sind Flugreisen.

Von Februar bis April verkehren wiederum Touristenzüge, in die die Städte Moskau, Leningrad, Kiew, Minsk, Vilnius und Brest einbezogen sind.

Unter dem Stichwort Festivalreisen wird der 7tägige Besuch des Festivals „Merzichor" in der Hauptstadt der Moldauischen SSR, Kischinjow, im März angeboten. Am 8. März können jeweils 450 Frauen in Moskau oder Leningrad weilen, und der Leningrader Musikfrühling im April erwartet für 5 Tage etwa 300 bildungshungrige DDR-Bürger. 150 Reisen sind für den Februar unter dem Stichwort „Jugendweihereisen nach Moskau" ausgeschrieben. Und traditionsgemäß gibt es anläßlich des Geburtstages Lenins 8-Tage-Routen nach Moskau-Uljanowsk im April.

Aus dem Angebot Sowjetunion

Route	Reise-Tage	Reisezeit	Preis Mark
Kurzreisen			
Moskau	4–6	Jan.–April	720,–
Moskau–Leningrad	8	Jan.–April	810,–
Kiew	6	Jan.–April	650,–
Leningrad–Riga	7	Febr.–April	750,–
Brest–Minsk	6	April	500,–
Sotschi–Krasnodar–Kiew	8	Febr.–April	1000,–
Moskau–Uljanowsk–Leningrad	8	Jan., Febr., April	1000,–
Städtereisen			
Leningrad–Kiew–Moskau	10	Jan.–April	1050,–
Leningrad–Nowgorod–Moskau–Susdal	11	Febr.–April	1100,–
Moskau–Donezk–Krasnodar–Sotschi	12	April	1300,–
Moskau–Charkow–Poltawa–Kiew	10	April	1100,–
Kiew–Odessa–Leningrad–Moskau	13	Jan.–April	1300,–
Moskau–Baku–Jerewan–Tbilissi	14	Jan.–April	1500,–
Moskau–Baku–Scheki–Telawi–Tbilissi	15	März–April	1550,–
Moskau–Tbilissi–Telawi–Scheki–Baku	15	April	1550,–
Sotschi–Krasnodar–Kiew	8	Febr.–April	1000,–
Moskau–Odessa–Kischinjow	10	Febr.–April	1100,–
Moskau–Chabarowsk–Irkutsk–Bratsk	15	März–April	2050,–
Moskau–Duschanbe–Taschkent–Tschardshou–Aschchabad	12	Febr.–April	1650,–
Moskau–Duschanbe–Alma-Ata–Taschkent	14	März–April	1750,–
Touristenzugreisen			
Minsk–Leningrad	11	März u. April	820,–
Kiew–Minsk–Brest	9–10	März u. April	730,–
Freundschaftsflüge			
Leningrad	7	März u. April	850,–
Silvesterreisen – Festival „Russischer Winter"			
Moskau–Irkutsk	9	Jahreswechsel	1800,–
Leningrad–Riga–Leningrad	8–9	Jahreswechsel	1020,–
Minsk	7	Jahreswechsel	660,–
Brest–Kiew–Brest	8	Jahreswechsel	660,–
Reisen zum 8. März			
Moskau	6	März	800,–
Leningrad	6	März	850,–
Wintererholung			
Sotschi/Dagomys	8	Jan.–April	1000,–
Sotschi/Dagomys	15	Jan.–April	1200,–
Jalta	8	Jan.–April	1050,–
Wintererholung (Skilanglauf)			
Minsk	8	Febr./März	730,–
Reisen mit prophylaktischer Kurbehandlung			
Sotschi/Dagomys	15	Jan.–April	1950,–

Uhrzeiten

Die Ortszeit der Reiseziele ist von der Zugehörigkeit des betreffenden Gebietes zu der jeweiligen Zeitzone abhängig. Als Hauptzeit, insbesondere bei den Angaben der Fahr- und Flugpläne, gilt in der gesamten UdSSR die Moskauer Zeit.

Beispiele im Vergleich mit der mitteleuropäischen Zeit:

Leningrad und Moskau	+ 2 Stunden
Jalta und Sotschi	+ 2 Stunden
Kaukasus	+ 3 Stunden
Taschkent	+ 5 Stunden
Chabarowsk	+ 7 Stunden

Schwimmen im angewärmten Meereswasser gehört zur Kur-Therapie

Leserdienst

Kann man Auslandsreisen auch auf Teilzahlungskredit erwerben?

Harald Linke, Magdeburg

Auslandsreisen können bis auf einige Ausnahmen mit einem Teilzahlungskredit bezahlt werden. Ausgenommen sind Inlandsfahrten und Auslandstages- bzw. Mehrtagesfahrten in die ČSSR und die VRP. Teilzahlungskredite sind bei den örtlichen Sparkassen erhältlich. Den entsprechenden Kreditkaufbrief nimmt dann das Reisebüro in Zahlung. Die beim Abschluß des Reisevertrages zu leistende Anzahlung in Höhe von 100,– Mark ist jedoch in bar zu bezahlen.

Ab welchem Alter kann man als Jugendlicher beim Reisebüro der DDR mit eigenem Personalausweis eine UdSSR-Reise buchen?

Heiko Wunderlich, Waren

In die UdSSR kann man allein, das heißt ohne elterliche Begleitung oder Begleitung durch Bevollmächtigte, erst nach Vollendung des 17. Lebensjahres als Tourist reisen. Beim Jugendreisebüro der FDJ „Jugendtourist" gelten andere Bestimmungen.

Was ist unter Kat. Ia bei der Unterbringung zu verstehen?

Evelyn Meyer, Berlin

Bei vielen Hotelneubauten wird ein Typenbau benutzt, in dem jeweils 2 Zweibettzimmer eine gemeinsame Sanitäreinrichtung zur Verfügung haben, das heißt ein gemeinsames Bad und Toilette für 4 Personen. Den Zimmern sind kleine Korridore vorgelagert. Diese technologisch rationalisierende Maßnahme bietet im Wohnteil die gleichen Bedingungen wie die Kat. I; so daß sich im Zimmerpreis nur unerhebliche Differenzen gegenüber Kat. I ergibt. Internationale Erfahrungen besagen, daß eine solche bauliche Variante bei Städtereisen den Aufenthalt nicht beeinträchtigt. Viele DDR-Touristen haben diese Lösung bereits im Moskauer Hotel „Sewastopol" kennengelernt.

Georgische Winterromantik

Praktische Hinweise

bei Krankheit

Touristen des Reisebüros der DDR, aber auch des Jugendreisebüros der FDJ sind bei Auslandsreisen gegen Krankheit versichert. Medikamente müssen vom Taschengeld bezahlt werden; gegen Vorlage der Einkaufsquittung erstattet die Sozialversicherung der DDR solche Auslagen. Krankenhausaufenthalte oder andere medizinische Behandlungen werden entsprechend den Regelungen staatlicher Gesundheitsabkommen zwischen der DDR und der UdSSR ebenfalls von der Sozialversicherung beglichen.

bei Nachreise

Es kommt immer wieder vor, daß sich Touristen im Abflugtag irren, nicht genügend Zeit für eine eventuelle Zugverspätung, eine Autopanne einplanen, den Personalausweis vergessen haben oder aufgrund von Zollvergehen die Maschine nicht erreichen und ihre Gruppe ziehen lassen müssen. Für die Nachreise in die UdSSR gilt folgende Faustregel: Wenn die Gruppe noch innerhalb von 24 Stunden am Aufenthaltsziel in der Sowjetunion erreicht wird, kann der Tourist auf eigene Kosten nachfliegen.

für Fotoamateure

Filme und Fotoapparate befördert man stets im Handgepäck. Es besteht sonst Gefahr, daß die technischen Sicherheitskontrollen, die im Interesse der Fluggäste durchgeführt werden, die Filme unbrauchbar machen.

Skispiele beim Festival „Russischer Winter"

Einzelreisen

Neben den Gruppenreisen in die Sowjetunion bietet das Reisebüro der DDR auch Möglichkeiten für Einzeltouristen, bei denen sowohl Sonderprogramme nach Wunsch als auch vorgegebene Standardprogramme bestellt werden können. Dieses Angebot enthält jedoch nur die Orte, die Intourist im internationalen Tourismus für den Gruppentourismus zur Verfügung stellt. Ausnahmen bilden Dünen, Dombai, Dshambul, Jessentuki, Iwanowo, Itkol, Kasan, Karaganda, Pizunda, Schuschenskoje, Schachtinsk, Togliatti, Telawi, Teberda, Temirtau und Tschimkent. In diese Orte können keine Einzelrouten gebucht werden.

Der Anteil an Einzelreisen im Gesamtangebot ist relativ gering. Es wird auf die Zweigstellen aufgeschlüsselt, so daß dort nur im Rahmen der vorgegebenen Kontingente Einzelreisewünsche angenommen werden können. An solche Routen, die man per Flug oder Bahn durchführen kann, sind immer Hotelunterkünfte und Vollpensionen gebunden.

Einzelreisen können immer erst nach Bestätigung des Partnerreisebüros Intourist verbindlich gebucht werden.

Fotos: Detlev Steinberg, Dr. Klaus Manske, APN, APN/A. Makarow; Informationen: Karl-Heinz Gummich; Redaktion: Norbert Kaiser

Im nächsten Heft:

Nach dreißig Jahren aufgespürt

Abschluß der FW-Suchaktion: Ich war dabei! Fünf Mühlhausener Kindergartenkinder des Jahrgangs '54 führte FREIE WELT mit Luise Ermisch zusammen, einer Frau, die als Näherin und Staatsmann in Halle und Mühlhausen eine Seite im Geschichtsbuch der DDR schrieb.

Foto: P. Meißner

Ansichten

„Wer mit sechzig noch so denkt wie mit zwanzig, der hat nicht viel gelernt in seinem Leben …" – Ein Porträt von Prof. Fuchs, Vorsitzender des Bezirksvorstandes Erfurt der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft.

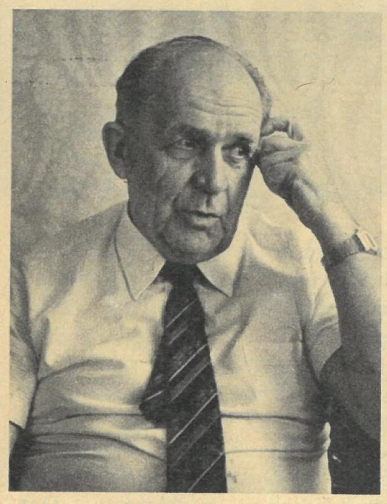


Foto: A. Paszkowiak

Polonäse und die Macht der Tonkunst

Aus Petersburg reiste im Herbst 1820 der Dichter Wassili Shukowski an. Mit Interesse sah er, wie ganz Berlin auf die Eröffnung des neuen Schauspielhauses wartete.

Lernen und lehren

Nationalpreisträger Prof. Dr. Karl-Heinz Bauersfeld: Rastlose und bewegte Jahre im Dienste des Sports.

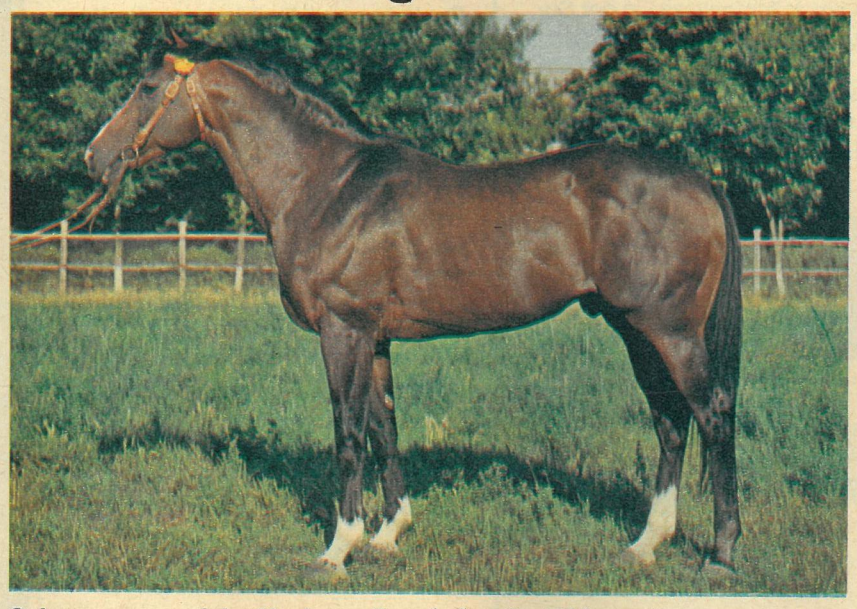
Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

Das Pferd, das gern Melonen aß

Hoppegarten. August 1984. Vollblut-Meeting: Zwei sowjetische Pferde aus dem bekannten Gestüt „Woschod“ bei Krasnodar gehören zu den Favoriten, eins davon gewinnt den Preis von Moskau. Es sind Englische Vollblüter, geprüft auf vielen der 60 Hippodromen der UdSSR, wo Galopp- wie Trabrennsport Millionen begeistern. „Das Englische Vollblut ist eine Kunstrasse, deren Entstehen auf das einseitig auf Rennleistung angelegte Zucht- und Selektionsprinzip zurückzuführen ist.“

Drei orientalische Hengste sind die Stammväter. 1980 zählte man in der Sowjetunion 6240 Köpfe Englischen Vollbluts, das ist ein Prozent des Weltbestandes der Rasse. Die bedeutendsten Zuchtherden weiden in den Flußniederungen des Don und des Kuban. Aus dem Gestüt „Woschod“ stammte auch das unter Kennern berühmte Rennpferd Anilin, Gewinner vieler internationaler Preise in Köln, Paris und Washington. Von diesem außergewöhnlichen Pferd erzählte der Gestütsdirektor, daß es süße Wasser- und Zuckermelonen über alles liebte. „Woschod“ wurde 1920 gegründet. Während der faschistischen Okkupation raubten SS- und Wehrmachtskommandos dort gezielt mehr als hundert wertvolle Zuchttiere. Nur wenige Stuten und der Deckhengst „Cyclonic I“ wurden wiedergefunden. Die anderen blieben verschwunden wie weitere fünf Millionen Pferde verschiedenster Rassen aus den von den Faschisten besetzten Territorien der UdSSR.

Hannes Schreiber



Galopprennen auf der Moskauer Rennbahn, die 1834 gegründet wurde. Eines der besten Englischen Vollblutpferde der Welt: der Hengst Anilin (u.)

FREIE WELT **Pferde in der UdSSR 7**

UNSERE FRAGE:
Wo fand Ende August 1984 der 35. Internationale Kongreß für Pferdezucht der sozialistischen Staaten – verbunden mit dem traditionellen Vollblut-Meeting – statt?
Antworten Sie bitte auf einer Postkarte mit dem Serien-Kennwort »Pferde in der UdSSR 7« an FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 10. Einsendeschluß: 26. 9. 1984. Auflösung und Gewinner in Heft 21/84, Leserforum. Gewinnen können Sie 150 M, 100 M und 50 M. Viel Erfolg!

Fotos: A. S. Schtorch, W. M. Nikiforow